Zürcherische Jahrbücher

von

Salomon Hirzel,

Alt-Seckelmeister von Zürich, Mitglied der geschichtforschenden Gesellschaft und Ehrenmitglied der gemeinnützigen Schweizer-Gesellschaft.

Fünfter Band.

Zürich 1819.
Bey Orell, Füßli und Compagnie.

Der

Hohen Regierung

des

Hohen Standes Zürich

weiht das gesammte Werk

der

Zürcherischen Jahrbücher

ehrfurchtsvoll

der Verfasser.

Hochgeachteter Herr Amts-Bürgermeister!

Hochgeachtete, Hochgeehrte Herren und Obere!

Oft bleiben die nicht unreinsten Triebe in den Herzen der Menschen lange verschlossen, ehe sie sich entwickeln. So wachte der Trieb, die Schicksale meiner lieben Vaterstadt zu beschreiben, wie sie die Geschichte an die Hand giebt, schon in meiner Jugend auf, und jede meiner Erhohlungsstunden blieb demselben gewidmet; aber dessen Entwickelung mußte erst in dem achten Jahrzehend meines langen Lebens erfolgen.

So hatte ich auch beym Anbeginn meiner Arbeit und seither öfters gewünscht, meiner hohen Obrigkeit ein Opfer des Danks und meiner innigen Verehrung vermittelst derselben zu bringen. Allein

die vorgewalteten schweren Ereignisse in dem Vaterland, die lange dauerten, machten mir jeden öffentlichen Schritt, der mich zur näheren Betrachtung derselben hätte führen können, zu schwer; und so blieb auch dieser Trieb in meinem Herzen begraben. Da nun aber Friede und Ruhe wieder hergestellt sind, auch das schwere Verhängniß, das einen großen Theil unsers Welttheils mit uns betroffen hatte, nach und nach hingenommen wird, und jedes Herz wieder freudiger schlägt, kann ich länger nicht anstehen, Hochgeachtete Herren und Obere! zweyer Unternehmungen zu gedenken, die in Dero höchst rühmliche Laufbahn gefallen, und welche unsere

Geschichte in wiederhohlten Vorfällen nie anders als im Gefolge schwerer Unruhen darstellt. Die eine dieser Unternehmungen ist, daß nach vorgewalteter, einen Zeitraum von mehr als zehn ruhigen Jahren umfassender Bundes-Acte, durch eine schnelle Veränderung ein neuer eidgenössischer Bund eingeleitet werden mußte, wo Sie, Hochgeachtete Herren und Obere! mit vieler Klugheit, reiner Mäßigung und sanftem Benehmen den Beyfall der hohen Mächte und ihrer würdigen Minister mit dem Zutrauen der hohen Stände sich erwarben, und bey nach und nach sich vermehrter Eintracht alles zu einem glücklichen Ausgang geführt haben. Das

andere wichtige Unternehmen war die aufgetragene Veränderung der eigenen Staatsverfassung unsers Standes, wo unsere Geschichte vier solcher Vorfälle zählt, von denen aber keiner ohne Unruhe, ja einige erst nach harten Erschütterungen zu Stande gebracht worden. Nun aber waren Sie, Hochgeachtete, Hochgeehrte Herren und Obere! so glücklich, durch Ihren weisen Scharfsinn, edelmüthiges Zutrauen und liebreich abgemessenen Ernst, ohne einigen Abgang öffentlicher Liebe, in Ruhe die Sachen so einzuleiten, daß unsere neue Verfassung höchsten Orts genehmigt wurde, und nach und nach in einigen Jahren in völlige Erfüllung überging.

Für diese beyden so glücklich ausgeführten Begebenheiten habe ich in meiner Einsamkeit, als der älteste Bürger der Stadt, im Stillen mit gerührtem Herzen dem Höchsten gedankt, und nun verdanke ich auch Ihnen, als erwählten Werkzeugen der Vorsehung, diese beyden großen Wohlthaten, die das Vaterland durch Sie erlangte.

Nehmen Sie indessen, Hochgeachtete Herren und Obere! den neu erscheinenden Theil und meine ganze Arbeit der Jahrbücher über unsere Stadt, die ich alle schon lange im Herzen Ihnen geweiht hatte, mit huldreicher Gewogenheit an, und erfreuen Sie sich der Großthaten unserer Väter,

mit denen Sie so glücklich gewetteifert haben.

Erlauben Sie mir noch die hohe Ehre der Versicherung, daß ich Zeitlebens mit tiefster Verehrung verharren werde

Hochderoselben getreu gehorsamster Diener

Salomon Hirzel,
der letzte in seinem Dienst ganz ausgehaltene Standes-Seckelmeister.

Den 13. Mai 1818.
an meinem 92. Geburtstage.

Mit dieser Dedikation wurden der hohen Regierung die vier gedruckten Bände der Zürcherischen Jahrbücher und der fünfte in Handschrift zugestellt, und am gleichen Tage die nämlichen Belege dem würdigen Stadtrath mitgetheilt mit folgendem Schreiben:

Verehrtester Herr Präsident!

Verehrteste, würdige Vorsteher der Stadt!

Wer gegen seine hohe Obrigkeit die Pflichten der Ehrfurcht erfüllt, der wendet sich auch gerne an eine angesehene Versammlung, die für die Ehre, die Aufnahme, die Bedürfnisse, die innere Ruhe, Ordnung, Sittlichkeit, ja selbst für die Bequemlichkeit und Anmuth der Stadt mit rühmlichem Eifer unablässig sich bemüht. Demjenigen, der ein Andenken dieser werthen Stadt in ihren vorigen Schicksalen entworfen hat, ist es beynahe Pflicht, das, was gleichgesinnte Männer des Alterthums für dieselbe gethan und mit zunehmender Wohlfahrt ausgerichtet und befördert haben, dieser würdigen Versammlung gleichsam im Bilde darzustel-

len. Deßnahen nehme ich die Freyheit, Ihnen die vier gedruckten Bände und die Handschrift des fünften der Zürcherischen Jahrbücher mitzutheilen. Nehmen Sie es, verehrteste Herren! von einem alten Manne, der seine verlängerten Jahre mit dieser Arbeit ruhiger und vielleicht nicht unnützlicher gemacht, mit liebreicher Huld und Gewogenheit an, und gestatten Sie ihm die Ehre und das Vergnügen, mit tiefer Hochachtung zu seyn

Dero getreu ergebenster Bürger und Diener

Salomon Hirzel,
Alt-Seckelmeister.

An dem gleichen merkwürdigen Tage
wie oben.

Vorrede.

Ich mache mir oft das Vergnügen, meine Arbeit in Jahrbüchern und besonders den vorliegenden Theil derselben als eine Fußreise durch die alten Gegenden des Vaterlandes, die sich auf meiner Laufbahn befinden, zu betrachten, wo ich alle Orte durchgehen muß und keinem ausweichen darf, bis ich zum Ziel gelangt bin; und da giebt es freylich gerade ebene Wege von froher Aussicht durch fruchtbare Aecker und Wiesen, aber auch Pfade, die mit Dornen und Gesträuch beynahe überwachsen sind, und wo man kaum durch den engen Pfad sich durchdrängen kann; oder andere schlammigte Wege, wo man tief eintritt und sich kaum zu retten weiß. Oft glaubt man von ferne, eine schöne Aussicht zu bemerken; aber tritt man näher, so findet man nichts als Klippen und Felsen, die von Weitem einen solchen Schimmer verbreitet haben; und so wird man oft müde, und muß sich von neuem anstrengen zur Fortsetzung der Reise. Dann

trifft man auch verschiedene Leute an, und bemerkt ihr Thun. So sah ich einen begüterten Mann, den der Trieb anwandelte, eine neue Besitzung noch zu erwerben. Schlaue neidische Männer, Nachbaren von dieser Besitzung, wandten alles Mögliche an, ihm dieselbe wieder zu entreißen. Sie trachteten einige Haushaltungen von redlichen Leuten, die aus einem geringen Vermögen, mit starker Kraftäußerung zu einem mäßigen Wohlstand sich erhoben hatten, an sich zu ziehen durch alle möglichen Künste und mit verheißener Hülfe sie dahin zu bringen, den ehrlichen Mann, der ehmals ihr Freund war, aber sie hernach auch beleidigt hatte, aus seiner neuen Besitzung zu bringen. Sie thaten es und hatten den Vorzug, einen jungen Menschen, der einige Ansprache an diese Besitzung hatte, in dieselbe einzusetzen. Allein der junge Mensch verstand die Wirthschaft gar nicht, und hatte wenig Fleiß und Muth zu den Geschäften. Wenn er ihnen schon einen großen Pachtzoll bezahlte, so machte er ihnen dennoch viel Mühe und Verdruß. Ein anderer angesehener listiger Mann, vertraut mit dem vorigen, drang auf die redlichen Leute, daß sie den ehrlichen Mann, dessen Besitzung sie kaum weggenommen hatten, in seinen eigenen Gütern überfallen sollten. Auch dazu ließen sie sich verleiten, durch vorgesehenen Vor-

theil, dem sie nicht unhold waren, und der ehrliche Mann wußte sich nicht anders, als durch List und einen verstellten Vertrag aus dieser Gefahr zu retten, und die redlichen Leute zurückzubringen. Da er sich aber erholt hatte, wandte er alle seine Kräfte an, seine verlorne Besitzung wieder zu erlangen. Da mußten die redlichen Leute, von jenen schlauen Männern aufgefordert, und nach ihrer Pflicht gegen den jungen eingesetzten Menschen, sich allein anstrengen, trieben den ehrlichen Mann zurück, und erhielten dem jungen Menschen seine so schwach besorgte Besitzung wieder. Als der ehrliche Mann hierauf gestorben war, hatte ein junger reicher, thätiger Mann sich kräftig vorgenommen, das Erbe seines Vaters, die einst erworbene, aber hernach verlorene Besitzung wieder zu erobern. Da mußten die redlichen Leute nach den wiederholten Aufmunterungen und der erneuerten Obliegenheit, den jungen Menschen zu vertheidigen, gegen den jungen, reichen Mann sich anstrengen. Aber diesmal gelang es ihnen nur halb; sie mußten sich zurückziehen. Der junge, reiche Mann erwarb die Besitzung, und der junge Mensch mußte sie verlassen. Indessen hatten die redlichen Leute dem reichen, jungen Mann so warm gemacht, bey ihrer Vertheidigung des jungen Menschen, daß er eine völlige Aussöhnung mit diesen redlichen Leuten

wünschte, und ihre Freundschaft sehr suchte. Die schlauen, listigen Männer aber wandten alles an, dieselbe zu verhindern. Allein weil beyde Theile mit gleicher Begierde darnach verlangten, so wurde diese Aussöhnung doch zu Stande gebracht. Dies gab den redlichen Leuten eine Ruhe, die sie sich hernach selbst noch mehr verschafften. — Dieses sah und bemerkte ich auf dieser langen, mühsamen Fußreise.

Wer diese Vorrede zuerst liest, dem wird das in ein Bild Verhüllte beym Durchlesen des Buchs sich leicht entwickeln; und wer sie am Ende liest, dem mag vielleicht das Andenken an das Durchlesene, in diese Dichtung eingekleidet, einiges Vergnügen gewähren.

Der Verfasser.

Sechszehntes Buch.

Ich fand eine Art von Feyerlichkeit, mit dem letzten Kampf der Eidgenossen gegen äußere Feinde und dem erwünschten Frieden, ein Buch, und vielleicht das letzte, zu beschließen; allein da des Himmels Güte mir weitere Kräfte beybehielt und mir neuen Trieb zur Arbeit gab, trug ich die Ereignisse, die sich in gleichem Jahr gerad nach dem Frieden ergaben, in dieses folgende Buch ein.

Es ist leicht zu erachten, daß ein so langer wichtiger Krieg, wie der jetzt kaum vollendete war, bey einem nicht so großen Volk, nach so vieler Erschütterung, auch ungleiche Triebe nach sich gezogen. Da beynahe alle Fugen aus einander getreten waren, so mußte vieles wieder eingelenkt, verbessert, von neuem veranstaltet, zudringliche Begehren abgewiesen, begründete erfüllt werden. Davon sind die Verzeichnisse dieser Zeit angefüllt; aber die Geschichte berühret sie nicht.

Hergegen waren zwey Gegenstände, die den Frieden selbst und den Inhalt desselben in Anspruch nahmen, immer weiter getrieben, und nach langen Vorstellungen und gesuchten Beseitigungen wurden diesel-

ben so wichtig befunden, um solche bey einer eigenen, von beyden Theilen angesehenen Zusammenkunft in Basel erörtern zu lassen. Der eine Gegenstand betraf die Frage, was von Zinsen, Zehenden und andern Eigenschafttn von den Eidgenossen zurückzugeben sey. Der andere berührte die Brandschatzung, so die Eidgenossen sich hatten versichern lassen. Der zu Stande gekommene gütliche Vergleich wies die unbescheidenen Forderungen der Stifter und Klöster ab; und hieß man hingegen die Brandschatzungen, als verschrieben, gut, darüber ein besonderer Zusicherungs-Vertrag von dem Grafen Visconti zum Vorschein kam, den man ehrte, und daher jene den Eidgenossen zukommen ließ.

Hierauf erzeigten sich zwey Folgen des Friedens, zwar von ungleichem Gewicht, wo aber dennoch beyde neue Anstalten forderten und unumgänglich nöthig machten. Die erste war die nöthige Anordnung des durch den Frieden neu erworbenen Landgerichts im Thurgau; die andere, von weit bedenklicheren Folgen, war, daß die Eidgenossen gezwungen und überwältiget wurden, an dem großen Zwist Antheil zu nehmen, den die hohen Mächte und Fürsten wegen Mailand am stärksten trieben, da der König Ludwig XII. in Frankreich das Fürstenthum erobert, und den Herzog Sforzia vertrieben hatte, bald aber die unangenehme Französische Regierung wankte, und der Herzog sein Fürstenthum, das ihm anhing, wieder zu erlangen strebte; dieser Antheil, den die Eidgenossen nehmen mußten, führte sie in große Verlegenheit und Leid.

Ich will zuerst von dem einheimischen lieblicheren Gegenstand reden, und hernach auf den zweyten bedauerlicheren kommen.

Es scheint beym ersten Anblick natürlich zu seyn, da es um den Besitz eines, durch den Frieden neu erworbenen Gerichts zu thun war, daß dieses neue Gericht dem Landesherrn, dem es bis dahin gefehlt, ungehindert zudienen sollte; allein die VII. Stände, welche Landesherren im Thurgau waren, wo das Landgericht hinfiel, hatten den Krieg nicht allein geführet, dessen Ausgang diese Eroberung gewährte, sondern ihre Miteidgenossen, und auch die Verbündeten, hatten mit ihnen den Krieg ausgehalten; daher entstanden Ansprachen von allen denen, die mitgestritten hatten.

Da man nun einen allzuhohen Werth auf diese Eroberung des Landgerichts legte, meldeten sich die verbündeten Stände, Stadt und Stift St. Gallen, und Appenzell, in Rücksicht auf die verheißene Theilnahme an dem Erworbenen, zum Mitbesitz an; allein man lenkte mit vertraulicher Bescheidenheit dieses Ansuchen ab; es würde ja so wieder, in eine zwar werthere, aber doch äußere Hand, in Abweichung von den Grundsätzen, gelegt werden, und hatten jene doch auch durch den Frieden so viel wahre Beruhigung über so viele unangenehme dringende Zumuthungen gewonnen. Auch suchte man sie auf andere Art zu entschädigen.

Aber nun machten vollends drey Eidgenössische Stände, Bern, Freyburg und Solothurn, nähere Ansprüche an dieses ausgezeichnete Gericht, mit leiserm

Vortrag ihres Begehrens, welches hingegen die VII. Stände, als Landesherren des Thurgaus, auf alle Weise abzulehnen suchten, und zugleich erinnerten, was in früheren Zeiten diesen werthen Eidgenossen auch überlassen wurde; es sey ihnen, den VII. Orten, doch am nächsten angelegen, dieses zurückgekehrte Recht, das mit den übrigen ihrigen zusammenfließe, mit denselben wieder zu vereinigen. Allein die III. Stände bezogen sich auf den treu und unverdrossen mitgeführten Krieg, und den Antheil an dem Sieg und an dem Frieden, mithin an dem einzigen Erwerb, und führten die Verkommniß zu Stanz an, die solche Eroberungen unter den Ständen zu theilen deutlich ausspreche. So weit kam es über diese Frage in diesem Jahr.

Die VII. Stände indessen zögerten nicht, wie es bey neuen Besitzungen geht, sich zu Frauenfeld zu versammeln, und über die Bildung und Anordnung des neuen Landgerichts die nöthige Vorkehrung zu thun. Zürich wollte, daß man für einmal nicht weiter eintreten möchte, als sich unter der Hand zu erkundigen, wie der Rechtsgang in diesem Gericht unter der Constanzischen Verwaltung erfolget sey; und legte so viel Gewicht auf diese Meynung, daß es seinem Gesandten befahl, sich der weiteren Sitzung zu enthalten, wenn diese Gedanken nicht angenommen würden; ob dieß aus Schonung gegen Constanz, oder weil der Kaiser den Frieden noch nicht gesiegelt hatte, geschehen sey, ist ungewiß; aber die andern Gesandten ließen sich nicht abhalten, und fuhren fort, den Landvogt zu Vorsteher des Landgerichts zu ernen-

nen; und weil mit demselben zweyerley Gerichtsstäbe verbunden waren, ein Civil- und Criminal-Gerichtsstab, so sollten zu dem ersten zwölf, und zu dem zweyten vier und zwanzig Richter zugeordnet werden; zu beyden giebt die Stadt Frauenfeld, sechs Mitglieder zu jedem, aus ihrer Mitte, zur Genehmigung des Landvogts; und die übrigen sechse zum Civilgericht, so wie die achtzehen zu dem Criminalgericht, verordnet der Landvogt aus dem ganzen Land. So weit schritt man für einmal; im übrigen nahm man dennoch den Gedanken von Zürich auf, und gab dem Landvogt Befehl, allen Rechtsübungen, Einkünften, Verordnungen und Gewohnheiten, die zuvor eingeführt waren, in der Stille nachzufragen.

Nachher fand man bey einer andern Zusammenkunft, daß es nöthig sey, ein eigenes Siegel machen zu lassen; und in einer weiteren Verhandlung ward die Frage in Berathschlagung genommen, ob die Sprüche, so von dem Landgericht aus gefällt würden, einer Berufung auf die Abgesandten der herrschenden Stände unterworfen seyn sollten? Da endlich auch der damalige Landvogt von Unterwalden sich nicht getraute, diese neuen Geschäfte zu übernehmen, so ward es dem Stand Unterwalden überlassen, einen eignen Mann hiefür anzuordnen.

Indessen, daß die Eidgenossen mit diesen neuen Anordnungen sich bemühten, empfand die Stadt Constanz erst ihre Nachreue über den erlittenen Verlust, und suchte auf verschiedene Weise ihre alten Rechte wieder geltend zu machen; auch dem Kaiser war die Auslieferung eines alten Reichslehens unangenehm,

und er bezeigte darüber sein Mißvergnügen. Man machte Konstanz Vorstellungen, und ließ desto treuer, die darüber gesetzt wurden, mit aller Sorgfalt wachen; der Kaiser gab zur Ursache einer Verzögerung an, daß er sich zuerst bey einem Reichstag erkundigen müsse, ob er ein Reichslehen so veräußern könne; aber, wenn das nöthig war, so hätte er sich vor dem eingegangenen Frieden darüber berichtigen sollen. Im übrigen versprach Visconti, daß er die Beförderung der Sachen bey dem Kaiser ausrichten wolle.

Die zweyte wichtigste Folge des Friedens waren die Ereignisse, die sich im benachbarten Mayland ergeben hatten; da nämlich Ludwig der XII. während dem Schwabenkrieg des Fürstenthums Mailand sich bemächtigt, und den Herzog Sforzia daraus vertrieben hatte; aber seine Herrschaft und das Benehmen seiner Leute war dem schwankenden Mailändischen Volke nicht beliebt, und sie sehnten sich wieder nach ihrem alten Herzog, der denn auch mit aller Mühe zu derselben Wiedereroberung strebte. Das brachte die guten Eidgenossen in eine sehr gedrängte Lage; denn auf der einen Seite waren sie dem König in Frankreich durch ein feierliches Bündniß verbunden, und auf der andern hatte der schlaue Herzog Sforzia in der Absicht, sich um die Eidgenossen äußerst verdient zu machen, den Ausgang des Kriegs und die Vermittlung des Friedens allein zu Stande gebracht; über das waren die Eidgenossen in ihren Gesinnungen getheilt, und die einen mehr für den König, die anderen für den Herzog eingenommen, und der Unfug des Reislaufens verengerte und verwirrte ihre Lage

und ihre Gewalt so sehr, daß kaum ein Stand war, der nicht in beyden Lagern seine Angehörigen hatte.

Ich begnüge mich, über diese ausländische Thaten nur die Verhandlungen und Ereignisse, die sich darüber im Vaterland begeben, so weit es nöthig ist, in's Licht zu stellen, und über jene große Thaten und die hohen Ehren, so den Eidgenossen dort widerfahren, die aber nicht immer ihren Wünschen entsprachen, mich nicht tiefer einzulassen, als eine gedrängte richtige Erzählung erfodert.

Jetzt füge ich noch bey, was in diesem Jahr sonst noch geschehen. Nicht lange nach dem Frieden eröffnete bey einer Tagsatzung der Galeaz Visconti (seine schlaue Seite zeigend), daß er einige Hauptleute bestellt, ihnen Geld gegeben, und sie Kriegsvölker werben lassen; er habe aber nicht gewußt, daß dieses wider die Verordnung der Stände sey, weil doch der Kaiser der Sache seines Fürsten sich annehme; er habe also bald hingeschickt, die Krieger zu beurlauben, weil er den Eidgenossen nicht mißfallen wolle; da er aber alles Geld von dem Seinigen angewandt, und seine Kostbarkeiten, sein Silbergeschirr, seine Kleinodien zu dem Ende hin verkauft, so bitte er, seine Treu und Dienste, die er den Eidgenossen erwiesen, anzusehen, und so zu handeln, daß er nicht zu Schaden komme; dabey brachte er ferner für: die treuen Dienste, Kosten, Müh und Arbeit, die sein Fürst zu Befriedigung der Eidgenossen angewendet habe, zu bedenken. Da auf diesen Vortrag alles schwieg, keine weitere Antwort, wie sonst gewohnt, erfolgte, sondern auf einen andern Tag versprochen

ward, und nachher sich auch keine findet, sollte das nicht für eine stille Nachsicht zu verstehen seyn? Oder wer will glauben, daß eine Rückkehr der Krieger erfolgt, da doch später von einem Schweizerischen Corps die Rede ist, das Visconti befehligt hatte, da er bey einem harten Ueberdrang, der zwischen zwey kleinen Eidgenössischen Heeren entstand, den Ausbruch verhinderte, und damit dann auch seine bessere Seite zeigte.

Die Eidgenossen beeilten sich, dem König Ludwig in Frankreich, da er noch in Mailand war, eine ansehnliche Gesandtschaft zuzusenden, um ihm zu seiner freudigen Erwerbung Glück zu wünschen, sich zur angenehmen Nachbarschaft zu empfehlen, um eine ausstehende Kriegssteuer nachzusuchen, und die Eintretung in ein Capitulat zu verlangen.

(1500.) Das erste, was den Eidgenossen in diesem Jahr bedenklich fiel, war die Nachricht, so die zurückgekehrten Gesandten an den König Ludwig von Mailand mitbrachten: Daß sie nämlich von demselben nicht so günstig aufgenommen worden. Der Monarch war mißvergnügt, daß seine Vermittlung des Friedens abgewendet, und hingegen dieselbe seines Feindes, des Herzogs Sforzia angenommen wurde, der die schlaue Absicht dabey hatte, die Eidgenossen sich zur Hülfe verbindlich zu machen. Man trat deswegen in Mailand in keine Verhandlungen ein; doch ließ es der König an Geschenken nicht fehlen.

Indessen ließ der entflohene Herzog nicht anstestehen, die Eidgenossen auf sein gethanes Friedenswerk immer mehr aufmerksam zu machen, je mehr er

vernahm, daß die neue Beherrschung in Mailand mißfiel, und viele auch von den Angesehensten, so wie das unbeständige Volk, seine Rückkehr verlangten, und zu ihm flüchteten. Auch der Kaiser Maximilian, zu dem der Flüchtling sich wandte, theils weil er ihm nahe verwandt war, theils weil er ihm zur Last zu werden anfing, ließ ihn mit Angelegenheit durch eine eigene Bothschaft empfehlen. Auch gab sich Sforzia alle Mühe, da schon einige Stände für ihn nicht ungeneigt gesinnt waren, sie und auch andere, durch Verheißungen großer Gefälligkeiten, Abtretungen u. s. f. immer mehr zu gewinnen. Obgleich nun König Ludwig in Mailand den Eidgenossen nicht so liebreich begegnet, wie es sonst seine Gewohnheit war, so hielt ihn doch das nicht ab, eine ansehnliche Gesandtschaft auf den Tag der Eidgenossen zu senden, und diese drang mächtig darauf an, daß man von dem flüchtigen Herzog die zugelaufenen Krieger nicht nur mit Ernst zurückfordere, sondern hernach zur stärksten Strafe dieselben ziehen sollte; daneben auch die Verbündeten von Rhätien und Wallis mit Ernst ermahne, ihre Leute, so dem Herzog zugezogen, unverweilt zurückzufordern. Die redlichen Eidgenossen, in dem Innern ihrer Schwäche sich bewußt, versprachen dem neuen mächtigen Nachbar alles, ohne einen guten Erfolg vorzusehen, und entzogen sich nicht, an Bündten und an Wallis die dringendsten Vorstellungen zu machen.

Allein der Bischof von Wallis kam ihnen mit einem Schreiben zuvor, und stellte die dringende Noth mit rührender Beredtsamkeit vor, und daß es Zeit

sey, bey stark abnehmendem guten Willen des Mailändischen Volks, den Wünschen desselben zu begegnen, und den Fürsten in sein abgedrungenes Land wieder einzusetzen; man stellte ihm aber in Antwort, und nach einiger Zeit wiederholt vor, daß er mit allem Zuzug innehalten, und keine weiteren Schritte thun sollte.

Das war die erste Stimme des gedachten Mattheus Schinners, der von der Zeit an bey den Eidgenossen Alles wider Frankreich aufbrachte, und mit allen Künsten der Schlauheit, und unterweilen auch Auswerfung des Gelds, in Städten und Ländern Zuzüger sammelte. Unermüdet war er zum Reisen, schnell hinzueilen wo es Noth that; und wo er wußte, daß er mit Nachdruck einwirken konnte und sollte, so handelte er mit der Stärke seines Geistes, und damit stieg er bis zur Würde eines Cardinals. Seine Gesundheit war stark und fest; damit hielt er allen Verdruß, alle Gefahr und allen Widerstand aus. Reich an Kenntnissen war er auch den Gelehrten nicht unbekannt, uud vertraut mit ihnen; selbst Erasmus eignete ihm einen Theil seiner Betrachtungen über das Neue Testament zu.

Da der Friede mit dem Kaiser noch nicht besiegelt war, und der Graf Visconti verheißen hatte, bey diesem Monarchen alles zu berichtigen, so sandten die Eidgenossen den Stadtschreiber Amman von Zürich, der sich in vielen gehaltenen Tagen durch seine fertige geschickte Hand in Staatsschriften, und seine Gewandtheit in Unterhandlungen ausgezeichnet hatte, mit dem Ammann in Höfen von Unterwalden,

zu dem Grafen hin, um ihn zu Erfüllung des Verheißenen aufzufordern. Im Gedräng der Geschäfte konnte er nicht in das Hoflager des Kaisers sich selbst begeben; aber Visconti gab ihnen einen andern fähigen Gefährten mit; sie wurden von Maximilian wohl empfangen, und er versprach, die gänzliche Ausfertigung des Friedens mit Beförderung einzusenden, welches auch vermittelst einer ansehnlichen Botschaft bald hernach geschah. Indessen konnte der Kaiser seinen Unmuth über die Entziehung jenes Reichslehens noch nicht verbergen; die Kaiserlichen Gesandten gaben vor, das Landgericht sey ein Oesterreichisches Lehen; der Kaiser wolle es lösen, wie dann nach dem Vertrag nur Kaiser es lösen könnten; sie begehrten daher einige Verzögerung. Allein alles lösete sich nach gemachten Vorstellungen in ein Ansuchen auf, das unten noch vorkommen wird.

In der Zeit ereignete sich eine Handlung, die wirklich in Erstaunen setzet, da mit einmal, ob aus Furcht vor dem Kaiser, oder aus Neigung gegen Konstanz, diese gute Nachbarin zu befriedigen, unter dem Antrag des Stift St. Gallen, vier Eidgenössische Stände, Zürich, Bern, Schwyz und Glarus, Gesandte nach Konstanz abordneten, und dort unter dem Vorsitz des Bischofs daselbst eine Unterhandlung eingeleitet wurde, die Stadt Konstanz in den Ewigen Bund der Eidgenossen aufzunehmen, und derselben einen Theil vom Thurgau, und wenigstens das Landgericht einzuräumen. Die Sache ging so weit, daß auf diesen leztern Fuß hin ein Vertrag aufgesetzt worden, der noch vorhanden ist.

Aber von derselben Zeit an ist ganzes Stillschweigen über diese Sache in der Geschichte, und die Stadt, die ihren Wünschen glaubte näher zu seyn als jemals, blieb wieder zurück. Zürich war ihr immer gut; Bern begünstigte gern die Städte; Schwyz hatte vor einigen Jahren schon den Trieb, mit Luzern damals Constanz aufzunehmen; und Glarus ließ sich von Zürich leiten. Ob die drey Stände, so vor dem Krieg mit Constanz eine Fehde hatten, das Werk verhindert, und es so laut worden, daß man lieber in öffentlichen Schriften davon schwieg, ist bey Abgang aller weitern Nachrichten nicht auszumitteln.

Die fromme und dankbare Rücksicht auf den glücklichen Ausgang des Kriegs, und erfolgten Eintritt des Friedens, brachte die Eidgenossen zum Entschluß, ein Dankfest dem Höchsten zu Lob anzuordnen; sie fanden aber besser, und der stillen Andacht angemeßner, einem jeden Stand die Anordnung und Feyer eines solchen Dankfestes zu überlassen, die dann ihren beliebten Fortgang an jedem Ort hatte.

Ein Beweis, daß der letzte Krieg unserm Stand, so wie er ihn am meisten bedrohete, auch den meisten Aufwand aller Art zuzog, ist das Verzeichniß von den Kriegskosten eines jeden Stands, die wir hier beyzusetzen nicht übergehen können; dieselben betrugen für

Zürich	5425 ℔	11 ß	4 Pf.
Bern	3390 —	6 —	—
Luzern	366 —	—	—
Schwyz	356 —	—	—

Unterwalden	59 ℔	— ß	— Pf.
Glarus	146 —	—	—
Fryburg	852 —	—	—
Schaffhausen	366 —	—	—
Solothurn	770 —	—	—
	11725 ℔	17 ß	4 Pf.

Hierauf verlangte Zürich, nach einer so gethanen Verheißung, über den großen Aufwand eine Entschädigung, die ihm auch durch Zutheilung eines Theils von dem eroberten großen Geschütz erfolget ist.

Auch darin zeigten die Eidgenossen ihren Ernst, daß, wo etwa Grundzinse, Zehnden, oder anders Eigenthum, muthwillig geraubt und hernach verkauft worden, die Käufer, wer sie immer seyn mochten, auch wenn es Landvögte und Beamtete waren, zu Erstattung des Geraubten angehalten wurden. Es ward auch angeordnet, um die Sachen in ihren wahren Gang zu bringen (vermuthlich nachdem die Zeit der verlangten Verzögerung vorüber war), daß der Landvogt im Thurgau, nach den gemachten Vorschriften, das Landgericht halten, und die Berufung (Appellation) an die beherrschenden Stände geschehen solle.

Nach diesen innern mehr anziehenden Geschäften kommen wir nun auf die, so im Ausland jenseits den Bergen verrichtet, und im Vaterland dadurch schwere Rathschläge veranlaßt wurden.

Bisher war eine Sammlung von Eidgenössischen Kriegern von dem schlauen Visconti erhoben, und der Bischof von Sitten, obgleich von den Eidgenos-

sen zweymal ermahnet, mit aller Aushebung von Volk still zu stehen, feyerte ebenfalls nicht, von Wallis, und vielleicht auch von andern Orten, Krieger dem Herzog Sforzia zuführen zu lassen. Dem König Ludwig fehlte es hinwieder auch nicht an Eidgenossen, die theils nach dem Inhalt des Bundes, theils durch die Künste des Bailli von Dijon aufgebracht und zugelaufen waren; also daß zwey wichtige Heere von Schweizern auf beyden Seiten standen, die bey erster Gelegenheit wüthend gegen einander streiten sollten.

Wirklich war der Unfug der Laufenden und Verwegenen so groß, daß sie von beyden Theilen Geld nahmen, und sich anwerben ließen, und dann frecher Weise wieder heim zogen, und immer mehrere und bedenklichere Mißschritte erfolgten. Auch der Feldherr Trivulzio war so weit geschritten, daß er schriftlich die Eidgenossen mit dem Ansuchen belangte, ihm eine Zahl Krieger zulaufen zu lassen; allein die Stände wurden darüber mißvergnügt, und ihre Antwort mußte nicht gefallen.

Aber wie bey einem großen Verderben oft die stärksten Verordnungen gemacht werden, wenn schon das Gefühl vorhanden ist, daß sie nicht vollzogen werden können (als wenn der kräftige Buchstabe schon hinreichen würde), so ließen sich auch die Eidgenossen verleiten, beym höchsten Verlaufen ihres Volks auf beyde Seiten, die schärfsten Verordnungen (wo alles von Lebensstrafen gegen Edle und Unedle, die sich vergehen möchten, angefüllt ist) ergehen zu lassen, und die Pensionen von fremden Mächten und Für-

sten, sowohl für die Stände selbst, als für die einzelnen Personen, für immer zu verbieten. Sie theilten sich zwar über diese Gabgelder, da die einen die für die Stände zu gebenden beybehalten wollten, die andern aber nicht. Diesen Unterschied zu heben und Alles gleich zu machen, that man zwar auf den Tagen Vorstellungen, und ließ sie durch Abgeordnete in den Ständen selbst machen; aber es blieb zuletzt alles ohne Erfolg.

Während dem, daß man auf der Tagsatzung mit den Französischen Botschaftern handelte, und über verschiedene Punkte übereinzustimmen suchte, die man dem König hinterbringen wollte, gelang es dem Herzog Sforzia, die wankende Stadt Mayland wieder zu erobern, wo er mit großer Freude aufgenommen wurde. Allein anstatt daselbst und in den umliegenden Orten kräftigern Schutz zu erwarten und zu sehen, was der zurückgetretene Feind unternehmen würde, welches ihm von dem weisesten seiner Räthe und den Stadtbewohnern angerathen wurde, eilte er seinem unglücklichen Schicksal zu, und zog mit seinen Schweizern und allem übrigen Kriegsvolk über den Tessin Novarra zu, und besetzte diese Stadt mit seinem Heer. Dieselbe war mit den Bedürfnissen des Lebens kaum für ihre Bewohner hinreichend versehen. Das Französische Heer, namhaft verstärkt, nahte sich der Stadt und belagerte sie; der Mangel an Lebensmitteln, der bey einer so großen Zahl der Eingeschlossenen bald sich zeigte, machte die Capitulation unvermeidlich, wo dann der Abzug der Völker mit allen Ehren bewilligt wurde, und nach dem-

selben die Rückkehr vieler Hauptleute und Gemeinen erfolgte.

Wie der unglückliche, in der Stadt eingeschlossene Fürst, die von feindlichen Kriegern umringt war, seine fast unmögliche Rettung vorgesehen, jetzt jammerte, in Thränen zerfloß und Alles aufbot, und auf Alles bedacht war, einen Ausweg für sich zu finden; wie er auf Anrathen sich entschloß, als ein Eidgenössischer Krieger sich umzukleiden, und eine Helleparte auf den Achseln zu tragen; wie nach dem Auszug aus der Stadt das ganze Heer halt machen mußte, das zwischen zwey Reihen der Feinde stand; wie endlich durch einen Fingerzeig, auf geschehene Nachsuchung, der Fürst verrathen, hervorgezogen, als ein Gefangener von den Franzosen weggenommen, und mit Härte in einem Schloß auf Lebenszeit verwahrt worden — das ist in kurzem, was die Geschichte sagt; sein schneller Sturz fand viel Mitleiden bey den Unpartheyischen, und selbst bey dem Feinde.

Man legte den Ausgang der Sache gesammten Eidgenossen zur Last (wie man oft Rechtschaffene, wenn sie fehlen, oder auch nur zu fehlen scheinen, gern mit Vorwürfen über Verdienen belegt), da doch nur Einer die That gethan hatte, und bedachte nicht, daß man treuen Obrigkeiten, welche die Ihrigen von beyden Lagern mit vielem Ernst abfoderten, diese Zurückweisung versagte, und dadurch so viel Unglück entstehen konnte.

Indessen ist es wahr, daß die Eidgenossen bey diesem unerwarteten Ausgang der Sachen sich in einer

ungewohnten Verlegenheit sahen. Darein setzte sie das Schicksal des Fürsten, der ihnen nicht gleichgültig war, die Last der Beschuldigung, die man unverdient auf sie legte, die mühsame Untersuchung des Verraths in allen Ständen, und die Macht des nachbarlichen Königs, der ihnen nicht immer günstig war, so daß bey einem Angriff, der sie unterweilen von dieser Seite bedrohte, die Zuversicht eben nicht groß gewesen wäre, mit der sie sonst solche Gefahren bestanden. Demnach wollte der Stand Uri seine Besitzungen in Bellenz den sämmtlichen Eidgenossen überlassen, damit sie desto eher beschützt würden; und hinwieder forderten die Eidgenossen, die diesen Antrag nicht annahmen, den Stand Uri mit aller Angelegenheit auf, dem Könige, der Bellenz zurück verlangte, dasselbe zu überlassen.

In diesem Zustand war es den Eidgenossen überaus angenehm, daß König Ludwig, als er vernommen hatte, daß sie mit dem Kaiser Maximilian in Unterhandlung getreten, die wir hernach berühren werden, sich entschlossen, eine angesehene Gesandtschaft an die Eidgenossenschaft zu schicken, welche in die Verhandlungen eintrat, die durch den kriegerischen Anfall verhindert worden, und zum voraus eröffnete, daß der König die oft gefoderte Kriegssteuer von 20,000 fl. Rh. in Bereitschaft habe, welche abgeholt werden könnten; auch sey er entschlossen, ein Capitulat mit ihnen einzugehen, darüber einzutreten sie ebenfalls befehligt seyen. Hierauf ward auch wirklich mit diesem Könige ein Capitulat errichtet und besiegelt, das aber wegen seinem weitläufigen Inhalt

und weil doch nachher viel daran verändert worden, hier beyzufügen uns überflüßig schien.

Von dem Kaiser hatte man schon bey der ersten Absendung wegen der Berichtigung des Friedens den Antrag vernommen, eine neue Erbvereinigung mit der Eidgenossenschaft zu beschliessen, welches er hernach wiederholt durch eine ansehnliche Gesandtschaft an die Tagsatzung gebracht; allein die Sache fand Schwierigkeiten; es waren immer einige Stände diesem Ansuchen entgegen.

In diesem Jahr erfolgte noch ein Verständniß mit dem Herzog Ulrich von Wirtemberg und den damaligen X. Ständen der Eidgenossenschaft, die wir nach unsrer Gewohnheit anzuführen haben.

Nach dem Namen des Fürsten und der mit ihm vereinigten Stände eröffnet sich der edle Trieb zu einer solchen Uebereinkunft, nämlich eine alte hergebrachte Freundschaft, die mit Wohlgefallen und liebreicher Erinnerung von den Vorfahren her abgeleitet wird. Dann folgen die Bedinge.

1. „Ist für beyde Theile in ihren Landen ein „freyer ungehinderter Zutritt zu gutem, nützlichem, „ergiebigem Verkehr verheißen, mit Vorbehalt der „eingeführten Zölle, doch so, daß dieselben zu keinen „Zeiten und auf keine Weise von beyden Theilen „mögen erhöhet werden.

2. „Soll kein Theil dem andern durch seine „Lande Leute zu seinem Schaden durchgehen, noch „dort sich aufhalten lassen, noch sie befördern oder „ihnen einigen Vorschub leisten; desgleichen sollen „auch wir einander nicht überziehen; und wenn der

„eine oder andere Theil geschädiget wurde, daß dann „der Theil, so beschädigt ist, innert vierzehn Tagen „ein Gericht einführen werde, wo jeder Theil zwey „Mann zu Beylegung des Streites verordnet; diese „sollen schwören, beyde Theile anzuhören, und her„nach die Güte zu versuchen; wann die aber nicht „zu erhalten sey, innert andern vierzehn Tagen recht„lich abzusprechen, und das einhellig oder mit dem „Mehr ausgesprochene soll treulich gehalten und voll„zogen werden. Sollten die Richter zerfallen, so „mögen die Zugesetzten des Beschädigten einen gemei„nen Mann wählen aus den Ländern des Beschä„digers, so daß, wann er es nicht verschworen „hat, er dazu angewiesen werde, die Urtheil, die „ihn die bessere dünkt, als vollgültig auszusprechen; „und diese soll bleiben und vollzogen werden. Die „Streitigkeiten von besondern Personen werden von „dem Richter des Beklagten entschieden. Das „gleiche geschiehet in Lehen- oder Erb-Streitigkeiten. „Es soll auch kein Theil den andern vor fremde Ge„richte ziehen oder vorladen; und was gesprochen „ist, soll ohne weiters Ziehen beobachtet und befolget „werden."

Vorbehalten wurde von beyden Theilen der H. Stuhl, das H. Reich, und die ältern vorherigen Bündnisse.

Das Vorgeschriebene verspricht der Fürst bey Ehre und Würden in guten Treuen Alles zu halten, und dem nachzukommen. Gesiegelt ist die Urkunde von Herzog Ulrich und von den X. Eidgenössischen Ständen. Gegeben auf St. Pankrazius-Tag.

Ob dieser Urkunde bescheidener Name Verständniß, der nach neun Jahren bey der Verlängerung auch gebraucht worden, und die Enthaltung von stärkeren Zusagen, von der Furcht einer höhern Macht herrührte, die sich bey der Erneuerung auch gereget hat, oder aber, ob man damals sonst allen Prunk vermieden, und die verschiedenen Bestimmungen nur in zwey Artikel eingeschlossen hat, das wäre durch Vergleichung mit andern solchen Verträgen mit deutschen Fürsten zu erörtern.

(1501.) Ich will dieses Jahr mit einem anmuthigen Bild der Eidgenössischen Eintracht und der Begierde, einander mit freundschaftlicher Gefälligkeit entgegen zu gehen, anfangen.

Die drey Stände Bern, Freyburg und Solothurn machten nochmals das Ansuchen, sie in die Theilnahme des Landgerichts im Thurgau aufzunehmen, und die regierenden Stände fanden keinen Anstand mehr, ihnen solches zu gewähren.

Die Stadt Schafhausen dann stellte den Eidgenossen vor, wie sie im Krieg sowohl mit ihrer Mannschaft als in allem Uebrigen ihre Pflicht gethan, viel erlitten, und viel Kosten aufgewandt habe, verlangte deswegen entweder Antheil an dem Landgericht, oder an den Brandschatzungen, oder an dem eroberten Geschütz, mit Entschädigung der Unkosten; man lehnte das Ansuchen des Landgerichts ab; aber mit dem übrigen Verlangten beschloß man ihr zu entsprechen.

Der Stand Appenzell hatte den Eidgenossen vorgestellt: In dem letzten Kampf mit dem Kaiser

und dem Schwäbischen Bund wäre er auch nicht ohne wirklichen Aufwand verblieben; möchte ihm nun kein Antheil an dem Landgericht vergönnt werden, so wäre, das Rheinthal wieder zu erhalten, sein näher gelegener Wunsch; das wollten nun freylich die Eidgenossen nicht abtreten; aber den Stand Appenzell in die Mitregierung aufzunehmen, und ihm gleichen Antheil wie den übrigen herrschenden Ständen zu geben, beschlossen sie und sicherten ihm dieses feyerlich zu.

Obgleich des König Ludwigs am Ende des vorigen Jahres an die Eidgenossen abgesandte Bothschaft in Vielem angenehm war, erzielte sie doch die erwünschte Ruhe nicht, indem sie am Ende die Stadt und Herrschaft Bellenz zurückverlangte, die dem Stand Uri so nahe am Herzen lag, daß er, um solche zu retten, dieselbe den sämmtlichen Eidgenossen zum sicherern Beybehalt antrug, und, da das nicht angenommen wurde, sich mit Schwytz und Unterwalden Nid dem Wald darüber verband.

Dann meldete sich bey den Eidgenossen eine große Zahl unbesoldeter Krieger, die einst dem König Carl VIII. schon Dienste gethan hatten, und zur nöthigen Aufhebung der schweren Belagerung zu Novarra zum Dienste des jetzigen Königs, als damaligen Herzogs von Orleans, schnell und mit vielem Geld angeworben, und in weit größerer Zahl, als er verlangte, ihm zugeflossen waren, hernach aber nicht alle bezahlt worden, sondern von dem beliebten Anführer mit guten Worten und feyerlichen Versicherungen unbezahlt nach Hause gewiesen werden konnten;

diese, hernach vermehrt bis auf 3000 Mann, meldeten sich bey den Eidgenossen, und drohten, wo man ihnen nicht zur Bezahlung verhelfe, mit ihren Waffen sich selbst Recht zu schaffen.

Das sezte nun die Eidgenossen, im Verhältniß mit dem König, in neue große Verlegenheit, und legte eine Last von innerlichen Sorgen und Bekümmernissen auf sie; dabey hatte das Benehmen der Eidgenossen gegen den König etwas Eigenes und Kühnes, das, als ein Sittengemälde, eine bescheidene Darstellung verdient.

Da nämlich der König jezt schriftlich die Zurückstellung von Bellenz an Mailand foderte, kam bey der Berathschlagung darüber der Gedanke zum Vorschein, eine Gesandtschaft an den König abzusenden; allein bey einer spätern Zusammenkunft fand man eine solche Unterhandlung zu bedenklich, als daß man sie mit einigen oder mit allen Abgesandten wagen wollte.

Indessen, damit doch etwas geschehe, das auch Noth that, schrieb man an den König, daß er die unbesoldeten Krieger (deren Zahl und Unzufriedenheit man vielleicht nicht verhielt) entweder beförderlich ausrichten, oder das Recht darüber eintreten lassen möchte.

Der König antwortete: diese Krieger hätten ihm nicht gedient, und das Begehren sey an seinen Vorfahren im Reich geschehen; indessen wolle er ihnen vor dem Marschall und dem Kriegsgericht zu Rechten stehen, oder, den Eidgenossen zu Ehren, ihnen 4 — 6000 Gulden bezahlen. Das leztere ließ er ihnen durch einen unangesehenen Abgeordneten bezeugen.

Nachher erschien eine andere angesehene Botschaft von Frankreich, die Sache näher zu behandeln. Da schritt man so weit gegen den König, demselben schriflich anzuzeigen, daß er bis auf Fronleichnamstag entweder die Ansprecher befriedigen, oder ein Recht vor Zugesetzten und einem Obmann einzuleiten hätte. Würde damals der König, der vorher so viel auf diese Krieger aufgewandt hatte, mit einer beträchtlichen Summe entsprochen haben, wie viel Schweres, das hernach erfolgte, wäre vermittelt geblieben; aber er war der Verschwendungen müde.

In dieser Lage ward noch ein jeder Stand ernstlich aufgefordert, die Seinigen mit allen möglichen Vorstellungen von dem Wohlstand des Vaterlandes, der in der Zeit ohne schwere Folgen nicht gefährdet werden sollte, zur Ruh zu weisen und von raschen Schritten abzuhalten; und da sie sonst bey den Tagsatzungen in so großer Anzahl erschienen waren, daß sie den Vätern oft bange machten, sollten sie künftig nur durch Abgeordnete erscheinen.

Der König, der vermuthlich von unsrer innern Lage wohlberichtet, und zur Milderung wie sein Minister geneigt war, antwortete: Er wollte auf die bestimmte Zeit eine Gesandtschaft absenden; und man trug Luzern auf, gleich nach Ankunft derselben ungesäumt die Eidgenossen zusammen zu berufen; die Botschaft erschien zu bestimmter Zeit, und eröffnete, daß der König, ungeachtet seiner Großmächtigkeit, das Recht eingehen wolle, aber seine Zugesetzten seyen noch nicht erwählt; da die Ansprecher darüber nicht zufrieden waren, schrieb man an den König,

die Zugesetzten doch baldmöglichst zu wählen, anzuzeigen, und hernach einzusenden, und die Stände wurden weiters ermahnt, alles Ungute zu verhindern.

Aber die Ansprecher wurden immer unruhiger, machten mit andern unbesoldeten Kriegern Verbindungen, zogen mit einander an die Grenzen von Mailand, und es ging nicht ohne Blutvergießen ab. Die Obrigkeiten waren genöthigt, sie durch Abgesandte zum Rückzug zu vermögen. Desto mehr gab man sich Mühe, bey der nächsten Tagsatzung, auch mit Vorwissen Französischer Abgeordneter, durch einen gesiegelten Abschied (der die Form eines Anlaßbriefes hatte, außer daß er nur einseitig war) die Ansprecher zu beruhigen. Die Namen der Abgesandten stehen voran, und diese bezeugen, „daß im Streit der Eidgenössischen Söldner mit dem König viel Mühe und Arbeit angewendet worden, jetzt aber beschlossen sey, daß der König zwey Zugesetzte wähle, eben so die Ansprecher, und daß die Zugesetzten von beiden Seiten einen Obmann erkiesen; sollten sie aber über diese Auswahl nicht einig werden, so würden die Eidgenossen aus sich einen solchen erwählen. Da aber die Französische Botschaft dazu keine Gewalt habe, so möge sie es dem König hinterbringen; dann wollten die Eidgenossen mit ihren Zugesetzten auch wieder hier seyn, damit Alles nach dem Willen des Königs und den Eidgenossen zu Ehren und Lob vollendet werde". — Diese Urkunde ist gesiegelt von dem Stand Luzern im Namen aller Eidgenossen.

Es ist beinahe ein Wunder, daß nicht ein harter Krieg schnell ausbrach; denn da nicht sogleich ge-

schahe, was die Ansprecher wünschten, und wegen der Obmanns-Wahl ungleiche Ansichten entstanden, nahmen jene noch einmal ihre Zuflucht zu ihren Gefährten aus den obbenannten Ländern, und zogen wieder den Mailändischen Grenzen zu. In der Zeit, da sie kaum wieder zurückzubringen waren, hatten auch die drey Urcantone harte Klagen auf den Tagen angebracht, daß den Ihrigen in Bellenz viel Ungutes widerfahren, und Handel und Wandel gegen Mailand ihnen gänzlich abgeschlagen werde; vermuthlich gaben die Auszüge und Anfälle der Ansprecher, bey denen man den Streit vermeiden wollte, den Mailändischen Anlaß zu solchen Beleidigungen.

Da nun die Sache immer dringender wurde, und neue Beschwerden und Sorgen zu den bisherigen hinzukamen, entschlossen sich die Eidgenossen, eine Gesandtschaft von Zürich, Luzern, Zug und Glarus an den König abzusenden, und wegen Bellenz die dringendsten Vorstellungen zu machen, daß nicht nur die bedauerliche Klage gehoben, sondern auch die Rechte der III. Stände über Bellenz und seine Herrschaft denselben unangesprochen bleiben, und eben so die so lange unbezahlten Krieger entweder mit gütlichem Austrag, oder mit Recht befriediget, und so die gute Nachbarschaft nach den schon bestehenden Verträgen beybehalten werden möchte.

Der König nahm diese Gesandtschaft wohl und mit vieler Freundlichkeit und huldreicher Gesinnung auf, und versprach eine eigene Gesandtschaft in die Eidgenossenschaft zu schicken, um seine Rechte auf Bellenz zu beweisen und ausführlich vorzustellen; er

wolle auch ungesäumt verschaffen, daß Handel und Wandel mit allen Eidgenossen wiederhergestellt werde, und die Capitel, betreffend die Zölle und Abgaben, genau beobachtet werden.

Da aber die Ansprecher über den verzögerten Austrag des angesehenen Rechtsstandes mit dem König immer unruhiger wurden, und die III. Stände über die Aeußerungen des Königs, Bellenz zu behaupten, mehr als mißvergnügt waren, fanden die übrigen Eidgenossen nöthig, daß ein jeder Stand zwey der weisesten und beredtesten Männer in die III. Stände von einer Landsgemeinde zu der andern schicken sollte, um die versammelte Gemeinde bey allem, was heilig ist und das Vaterland erhalten kann, bey seiner Wohlfahrt und genossenem Segen, zu erbitten, die Gesandtschaft des Königs abzuwarten, und keine schweren und bedenklichen Schritte zu thun, auch die Ansprecher zu versammeln, und sie mit Ernst und nach dem hohen Ansehn ihrer Obrigkeiten, und ihrer eidlich beschworenen Treue gegen dieselben, zu ermahnen, sich nicht weiter mit Andern einzulassen, und eben so für sich selbst keinen so raschen Schritt mehr zu thun, mit Versicherung, daß man Alles anwenden werde, die Erfüllung ihrer rechtmäßigen Forderungen zu befördern.

Nachdem nun die Französische Gesandtschaft erschienen war, machte sie zuerst eine ausführliche Darstellung, wie Bellenz zuvor schon zum Fürstenthum Mailand gehörte, und hiermit dem König als gegenwärtigem Besitzer ebenfalls. Aber aus freundschaftlicher Gesinnung gegen die Eidgenossenschaft und ihr

Ansuchen zu ehren, könnte der König sich entschließen, den III. Ständen in ihrem Ansuchen so zu entsprechen, daß er ihnen die Stadt und Herrschaft Bellenz mit allen ihren Zinsen, Renten, Abgaben, und Gefällen auf zwey Jahre hin überlassen wolle, mit der Zusicherung von freyem ungehindertem Handel und Wandel für alle Eidgenossen. Das gefiel aber den III. Ständen nicht, und weiter war es, bey aller möglichen Verwendung der Eidgenossen, nicht zu bringen. Den Ansprechern, nach vielen hin und her gemachten Vorstellungen der so langen Vermissung ihres Soldes, der dauernden Verzögerung und daraus entstehenden Unruhen, entschlossen sich endlich die Botschafter des Königs, mit 40,000 Franken zu begegnen. Allein die Ansprecher waren auch darüber mißvergnügt; und so endete sich diese unfruchtbare Unterhandlung.

Allein diejenigen Stände, die an diesen Forderungen keinen Antheil hatten, und denen der Ausgang jener Unterhandlung neue Sorgen verursachte, sandten in alle III. Stände nochmals ihre Verordneten, um ihnen jenen Ausweg, der sie doch in Besitz von Bellenz setze, und immer einen Genuß von diesem Orte gebe, und einen Zugang zur Fortdauer wo nicht verheiße, doch Bahn machen könne, vorzustellen, und daß wenigstens von Waffenhebung indessen keine Sprache seyn möge. Weiter geschahe in diesem Jahr nichts mehr.

Es ist leicht zu erachten, daß der Kaiser Maximilian die Einnahme von Mailand durch den mächtigen König von Frankreich und den Verlust jener

Herrschaft stark empfunden habe. Diese Empfindung theilte er den Eidgenossen durch eine zugesandte ansehnliche Gesandtschaft mit, ohne dießfalls seines verwandten Fürsten zu gedenken, der ihm gleichgültiger war; oder vielleicht aus Schonung. Er wußte vermuthlich die Zeit zu benutzen, da die Eidgenossen auch über Frankreich mißvergnügt waren, um ihnen diese Uebermacht als ihnen auch beschwerlich vorzustellen, und wie sie wohl thäten, wenn sie sich gegen dieselbe auch mit einer kräftigen Hülfe verwahren würden. Auch brachte er es durch eine solche Vorstellung der Gefahr dahin, daß die Eidgenossen (die sonst nicht allen seinen Ansuchen beistimmten, eine Unterhandlung wegen einer Verbindung mit ihm zu gegenseitiger Hülfe, wenn seine Majestät oder die Eidgenossen angegriffen würden, anzubahnen) sich entschlossen, eine gemeinsame Absendung an Frankreich zu veranstalten, um Frieden und gütlichen Ausgang zu erhalten, und mit dieser Zusammenstimmung dem König heilsame Besorgnisse zu erregen. Allein so schön dieser Anschein war, so konnte doch dieser Antrag, wie beynahe alle übrigen, nicht gedeihen. Es entstand mit einmal von der Ferne her laut tönende Klage, daß die Kaufleute, die nach Frankfurt auf die Messe reiseten, in Schwaben angefallen und beraubt worden, und da man darüber Genugthuung und Entschädigung verlangte, gaben die Kaiserlichen wenig Trost; und da auch indessen der König in Frankreich mehr nachgab, und die Beraubten andererseits wenig Recht fanden, so zerfiel die ganze Handlung mit dem Kaiser, und der Monarch entfernte sich so weit von den

Eidgenossen, daß er, da man ihm noch über andere Angelegenheiten eine sonst beliebte Gesandtschaft zusandte, dieselbe mit Verachtung und Zorn empfing, und unverrichteter Sache entließ. Die Kaufleute hinwieder, solcher Beraubung künftig zu entgehen, machten die Reise nunmehr durch das Elsaß, wo sie von dem Bischof und der Stadt Straßburg nicht nur mit sicherm Geleit hinlänglich versehen, sondern in allem, was ihnen begegnete, mit Hülfe und Rath nach ihrem Verlangen beygestanden wurden.

Jene Beraubung der Kaufleute entstand übrigens von den Folgen des Krieges. Einige Adeliche, die in dem Krieg gefangen worden, hatten sich mit Geld ausgelöst, das sie nun nach dem Frieden kühn genug wieder zurückforderten, und, da man es versagte, ihre Rache an unschuldigen reisenden Kaufleuten ausübten; eine Sache, die damals schon weit unter dem Gefühl des Adels hätte seyn sollen.

Mittlerweile machte die Ritterschaft im Canton Hegau den Eidgenossen den freundschaftlichen Antrag zu einer Verbindung mit derselben, der auch von ihnen wohl aufgenommen ward. Man ging so weit, einen Entwurf zu einem solchen Verein auszuarbeiten, und den Ständen zu hinterbringen. Derselbe enthielt zwar keine gegenseitige Hülfe, aber die gewohnten freundschaftlichen Bedinge, die auch von Werth sind: Freyen Handel und Wandel; dem einen oder andern Theil feindselige Völker nicht durch die beiderseitigen Länder gehen zu lassen; in entstehendem Streit nicht sogleich die Waffen zu heben, und die Art des gütlichen Austrags; keinen Theil vor fremde Gerichte zu

laden u. s. w. Allein der Schwäbische Kreis, oder vielmehr der Kaiser, der diese Absicht vernahm, und dem sie zuwider war, verhinderte das ganze Werk, dessen Antrag den Eidgenossen immer Vergnügen und Ehre machte.

Ich gestehe, daß ich müde bin, von der Stadt Constanz erwünschtem Beytritt in den Eidgenössischen ewigen Verein zu schreiben, und zu denken, daß er so erwünscht gewesen wäre, und doch nie erfolget. Die Stadt Constanz ordnete auch dieß Jahr ihre Gesandten ab, und ersuchte die Eidgenossen, ihr mit dem Beytritt zu ihrem ewigen Bund unter genehmen Bedingen zu entsprechen; man versprach es zu hinterbringen, und an einem folgenden Tag die zuverlässige Antwort zu geben. Die Gesandten von Constanz erschienen wieder, und die Eidgenossen hatten sich alle einverstanden, die Stadt Constanz in ihren ewigen Bund aufzunehmen, und ihr den eilften Antheil an dem Landgericht, wie ein jeder Stand von den Landesherren des Thurgans, und ein jeder der übrigen Antheil habenden drey Stände einen solchen hatte, ebenfalls einzuräumen. Aber Constanz wollte dieses Beding nicht annehmen, und entsogte eher dem Beytritt zum Verein. Ich will über die Ursache des schnellen Abbrechens und völligen Stillschweigens im vorigen Jahr und des schwächern Bedings in dem gegenwärtigen keine Vermuthungen wagen; genug, es war das Loos dieser Stadt, nicht mit uns vereinigt zu werden.

Freudiger ist hingegen die Aufnahme der Stadt Basel in den ewigen Bund, die in diesem Jahr

geschahe. Man könnte sich zwar verwundern, daß solches nicht früher geschehen sey, weil die Stadt schon frühe und mit verschiedenen Eidgenössischen Ständen in zeitige Bündnisse getreten, ein sehr thätiges Mitglied des Niedern Vereins war, und in den Burgundischen Kriegen mit starkem Zuzug und kräftigem Kampf sich verwandte, und immer zu freundschaftlichen Gefälligkeiten bereit war. Allein die acht Alten Orte, so lange ihr Kampf mit Oesterreich dauerte, hatten Bedenken, Grenzorte, die so nahe an Oesterreich lagen, in ihren Schoos aufzunehmen, sich neuen Anfällen auszusetzen, und neue Vertheidigungen auf sich zu nehmen; jetzt aber, da die Freyheit der Eidgenossenschaft errungen war, da Basel in dem letzten Krieg bey allen Waffenthaten der Eidgenossen, in den Umgebungen ihrer Stadt, und besonders bey der Schlacht bey Dornach, mit vieler Klugheit so freundschaftlich sich betragen hatte, daß man kümmerlich bey dem Friedensschluß von dem Kaiser erhalten konnte, daß sie in den Frieden eingeschlossen ward, so gab dieses alles der Stadt Basel (die, wie andere Städte, im Gedränge eigener Gefahr, von ihrem Domstift und von ihrem Adel in fremde Hände geliefert zu werden, genöthiget war, treue Hülfe zu suchen,) den Anlaß und den Muth, den Eintritt in den Ewigen Eidgenössischen Bund zu suchen. Basel hatte viel Gunst bey den Eidgenossen; sie hielten die Tagsatzungen, wo die wichtigsten Rathschläge und ausgebreitetsten Ermessen zum Vorschein kamen, in dieser Stadt selbst, wo jede günstige Betrachtung tief herausgehoben wurde; die

Gefahr, in der diese Stadt sich befand, bey deren Eintretung nicht nur sie immer verlor, sondern selbst vielem Ungemach ausgesetzt wäre; dann aber hinwieder die Lage an den Grenzen, wo die Kunde von jedem bedenklichen Ereigniß in den Nachbarstaaten beförderlich zu erhalten sey; die Kraft an Volk, an Reichthum, an Kenntniß, die von dieser wichtigen Stadt der Eidgenossenschaft zuwachsen würde; daß das, was sie bereits gethan und von ihrer Tapferkeit weiter zu erwarten sey, Dank und frohe Hoffnung verdiene; diese und andere Betrachtungen von weisen beredten Männern vorgetragen, und das freundgefällige Betragen, machten einen großen Eindruck bey den Eidgenossen. Die demokratischen Orte hielten noch eine besondere Tagsatzung, und fanden noch beyzufügen: daß Basel, wie Freyburg und Solothurn, ohne Vorwissen der übrigen Stände fürhin keine Bündnisse eingehen sollte. — Der Entwurf der Bündniß, der vermuthlich von Basel selbst abgefaßt worden, hat einen gelehrten Schwung, richtige Ordnung, und ist ausgebreitet über Alles; enthält auch füraus die Fälle, wo es zu den Eidgenössischen Versammlungen einberufen werden soll, und den verständigen Gang des Eidgenössischen Rechtsstands, wie derselbe durch Gewohnheit und Uebung immer weiter ausgebildet worden. Nach diesem Entwurf ward dann Basel einmüthig in den ewigen Bund aufgenommen worden. Nun war es noch darum zu thun, in was für einen Rang es unter den Eidgenossen stehen sollte, und da fand man, begünstigt von den meisten, daß bey seinen Verhältnissen gegen die übrigen sein Zutritt noch gewich-

tiger sey, als Freyburgs und Solothurns. Vielleicht kam auch die vom päbstlichen Stuhl gegebene einzige in der Schweiz bestehende hohe Schule in Betrachtung. Einmal man befahl Luzern, in der Ausfertigung des Bündnisses gerade nach den VIII. Ständen die Stadt Basel in das Verzeichniß der Orte einzutragen; jene beyden Städte waren unzufrieden, da man wirklich ihr Verhältniß schmälerte. War damit zu viel geschehen, nun, so hat die Nachwelt es verbessert!

Nachdem einmal die Bahn, in den Eidgenössischen Bund zu treten, geöffnet war, so suchte nun auch die Stadt Schafhausen eben diesen werthen Vorzug zu erhalten. Dasselbe war auch, wie Basel, in gleichem oder noch größerem Fall, diesen Vorzug früher schon zu erreichen; denn es war von langem her mit einzelnen oder nur wenigen Eidgenössischen Ständen in zeitigen Bündnissen verbunden, und zuletzt mit den VII. Ständen in einem fünfundzwanzigjährigen, immer werth gehaltenen Verein; und eben dieser blieb auch nicht ohne Wirkung; da die Stadt Schafhausen öfters angefallen wurde, und wieder zum Haus Oesterreich zurückgebracht werden sollte, hatten die Eidgenossen ihr treuen Beystand geleistet, und sie von vielen Bedrängnissen gerettet; aber zu dem ewigen Bund zu gelangen, hinderte die bey Basel angeführte Maßregel. Jetzt aber, da Schafhausen in dem letzten Krieg unterweilen Eidgenössische Kriegsvölker in Besatzung hatte, und sich jene öfters da verweilten, und die Stadt auch ihre Krieger zu den Hegauischen Zügen sandte, wurde man vertrauter;

man forschte nach, und fand, daß es nicht Unzeit sey, über diesen Beytritt ein vertrauliches Ansuchen zu thun, welches auch dieß Jahr bey einer Tagsatzung geschahe; da man aber die Sache hinterbringen mußte, sandte sie, die Stadt Schafhausen, einer guten Aufnahme sicher, Abgesandte in alle Stände hin, und am nächsten angesetzten Tag darauf ward beschlossen, daß diese Stadt in den ewigen Bund in gleicher Form der Bündniß aufgenommen werden sollte, wie Freyburg und Solothurn.

Die alten Eidgenössischen Bünde sind somit nach fünf verschiedenen Formen abgefaßt. Die erste der drey Urcantone ist einfach wie die Natur in ihren schönen Alpen und Thälern; die zweyte besondere Abfassung hat Luzern, denn ihre Urkunde ist mehr Friede als Bündniß; die dritte besondere Form hat Bern, weil die damaligen Umstände nur gestatteten, mit den III. Ländern den Bund zu schließen, da Zürich und Luzern schon Eidgenossen waren, die mit Reversen bedacht wurden; Basels Bündniß ist ausgearbeitet und gelehrt; das von Zürich enthält das Wesentliche, was solche Urkunden damals in sich faßten; nach dem sind die von Zug, Glarus, Freyburg, Solothurn, Schafhausen und Appenzell, mit weniger Abänderung, abgefaßt.

In den vorigen Jahren ist schon von dem Streit gedacht worden, den die Stadt Zürich mit den VI. die Grafschaft Baden beherrschenden Ständen hatte. Nach einiger Verzögerung und gänzlichem Stillschweigen ist endlich dieses Jahr die Sache durch eine Vermittlung zu einem gütigen Austrag gelangt; die Ur-

kunde fängt an: „Zu wissen sey, daß zwischen den „VI. die Grafschaft Baden regierenden Orten einer„seits, und der Stadt Zürich andererseits ein Streit „entstanden wegen einem Zoll zu Kloten, der von „der Grafschaft Kyburg herrührt, und zu Kloten „bezogen werden möge, und ein Wortzeichen gegeben „werde, das dann zu Baden von der gleichen Waar „das Geleit nicht mehr bezogen würde; und so hin„wieder in Baden, wenn das Geleit dort bezahlt „worden, auch daselbst ein Wortzeichen gegeben, und „dann zu Kloten nichts mehr bezogen würde; welches „die VI. Orte ihren althergebrachten Rechten für ab„brüchig ansahen; Zürich aber das Recht dazu mit „der Grafschaft hergebracht und begründet ansahe, „daraus unterweilen Unordnung und Mißvergnügen „entstand. — Nun zu Hinlegung dieses Streits „sind von beyden Partheyen zu Vermittlern angenom„men worden:

„Caspar Hetzel, des Raths von Bern,
„Heinrich Hochreuthener, des Raths von St. Gallen,
„Johannes Schenkh, Stadtschreiber daselbst,

„die mit vieler Mühe, mit beyder Theile Wissen und „Willen die Sache ausgetragen und verglichen haben, „wie folgt:"

1) „Was von der Grafschaft Kyburg her (dar„unter Kloten auch begriffen) an das Geleit von Ba„den geführt wird, davon soll niemand von Zürich „oder von ihren Angehörigen einen Zoll fordern, noch „ein Wortzeichen geben an das Geleit in Baden; „sondern was durchgeführt und gen Baden gebracht „wird, soll den Zoll und Geleit zu Baden bezahlen,

„und selbige den Baden beherrschenden Orten zuge„hören. — Auch was von Baden her durch die Graf„schaft Kyburg geführt wird und zu Baden das Ge„leit bezahlt hat, davon sollen die von Zürich keinen „Zoll beziehen. Was aber sonst gen Kloten oder an„ders wohin kömmt, und weiter in die Grafschaft „Kyburg und nicht nach Baden geht, da mögen die „von Zürich bey ihrem Zoll und Gerechtigkeit ver„bleiben." Diese gegenseitige Verbindung des Zolls an zweyen Orten hatte vielen Reiz zu einer nicht zu reinen Treu, die man bey Zollstätten nie suchen muß, und darnach auch zu vielem Verdruß, dem dieser Punkt ein Ende machte; sonst ist der Zoll Zürich vorbehalten; aber es war müde, so etwas zu behaupten.

2. „Es solle der Kaufmann und der Fuhrmann „frey seinen Weg, welchen er will, ungehindert durch „die Grafschaft Kyburg nehmen, und die von Zürich „keinen Kaufmann oder Fuhrmann nicht zwingen, „mit Absicht auf das Geleit zu Baden, anders als „es diesen Reisenden gefällig ist." Dieses Abweisen am einen oder andern Ort war vielfältig beklagt bey dem Bezug des Zolls, nur konnte es Zürich immer nachthun; und diesen Punkt sollte es vermeiden.

3) „Von den VI. Orten und von Bern (das „vermuthlich Antheil an dem Geleit zu Baden hatte) „soll denen von Zürich jedes Jahr bey der Jahres„rechnung aus den Büchsen des Geleits 100 fl. Rh. „an Gold nach dem Werth von Baden, oder so „viel an Münzen nach eben dem Werth zum voraus „gegeben werden, und sie, die von Zürich, doch

„ihren Antheil an dem übrigen Betrag des Geleits „wie andere Stände beziehen; zwar mit dem Beding, „wann der mehrere Theil der VI. Orte wollte, die „Summe, die bis auf 2000 fl. Rh. bestimmt ist, „mit Gold ablösen, so soll Zürich auch seinen achten „Theil legen, und jedes Ort seine Belosung selbst „thun, Alles an Gold oder Münzen von gleichem „Werth." Ungleich ist die Art dieser beyden Bezahlungen; die jährliche mag gefälliger seyn, die andere bestimmt die Summe der völligen Entschädigung und die Ablösung derselben durch die Eidgenossen selbst, mit dem etwas härteren Beding, daß Zürich auch den achten Theil abtragen soll; deswegen hat man auch Spuren, daß man mit Freundlichkeit die letzte Art der Entrichtung ablehnen wollte, und vielleicht diese Nachsicht erhielt.

4) „Wird bis zur künftigen Jahrrechnung Zürich „bey dem Genuß des Zolls zu Kloten und dem Wort„zeichen verbleiben; aber dann denselben abtreten, und „alle Jahr die 100 fl. Rh. aus der Büchse, wie oben „bemerkt, bezahlt werden, außer es geschehe eine „Losung." Diese Wiederholung der ersten Art der Bezahlung, die zur Regel gemacht wird, da die andere Art nur eine Ausnahme ist, macht Hoffnung, daß die Regel befolgt worden.

5. „Es ist bestimmt ausbedungen, daß dieser „Vertrag den Freyheiten, Rechten und Herkommen „der Grafschaften Baden und Kyburg ohne Abbruch, „Mangel oder Eintrag verbleiben soll."

Am Ende bezeugen dit VI. Orte und die Stadt Zürich, daß alles dieses mit ihrem Wissen und Willen

geschehen, und versprechen beyde Theile bey ihren Ehren und guten Treuen, für sich und ihre Erben, das wahr und fest zu halten. Geben zu Einsiedlen am Samstag vor dem Sonntag Lätare; gesiegelt sind zwey gleichlautende Instrument von Luzern im Namen der VI. Orte und des Standes Bern, und mit der Stadt Zürich Einsiegel gleichmäßig verwahrt.

(1502.) So wie die Zurückhaltung des Ausbruchs in Thätigkeit gegen die im vorigen Jahr zweymal an den Grenzen von Mailand erschienene Menge der unbezahlten unruhigen Söldner die Abneigung des Königs in Frankreich und seines klugen Ministers vor allem Waffenzug gegen die Eidgenossen bezeuget hat, so zeigt sich auch im Anfang dieses Jahrs diese Sorgfalt, alles Ungute zu vermeiden. Denn da der König mit dem Kaiser Maximilian den Frieden gestiftet hatte, brach von den Mißgünstigen im Ausland, oder von den zu Sorgsamen und Verwiesenen in dem Innern des Landes, das Gerede aus: Nun werde der König die Eidgenossen überfallen, und der Friede sey darauf abgesehen. Diesen Vorwurf konnte der König nicht ertragen, der seinen wahren Gesinnungen so zuwider war; er sandte deswegen eine eigne Gesandtschaft in die Eidgenossenschaft, dieses falsche ihn beleidigende Gerücht deutlich zu widerlegen, indem er die Eidgenossen seines höchst geneigten Willens und seiner huldreichen Gesinnung versicherte; so weit sey eine solche Absicht von ihm, daß es bey den Eidgenossen selbst erwinden müßte, wenn das gute Vernehmen unter beyden Nationen jemals gestört würde. In dieser Rücksicht verhieß er den

Ansprechern eine wichtige Summe zu ihrer Beruhigung zu geben.

So angenehm die Aeußerung des Königs, und mit den treusten gegenseitigen Versicherungen erwiedert war, so konnte doch die angetragene Summe die Ansprecher nicht vergnügen; und der König ließ sich endlich so weit herab, daß er die Bestimmung der denselben zufließenden Summe dem Urtheil der Eidgenossen überließ. Verordnete des Königs erschienen vor den Eidgenossen, wurden mit den Ansprechern verhört, und die Summe der Entschädigung für die leztern auf 20,000 Kronen gesezt.

Die Ansprecher hatten die Kühnheit, anzutragen, daß die Vertheilung dieses Geldes von vier Abgesandten der Stände und vier aus ihrer eignen Mitte vorgenommen werden sollte; allein man wies sie von diesem Begehren ab, und erwählte aus den Ständen Abgeordnete dazu, und die Ausschüsse der Ansprecher mußten einen feyerlicheu Eid für sich und im Namen aller ihrer Mitgefährten thun, daß sie mit dem Geld, so sie erhalten werden, allerdings sich begnügen, gegen niemand weder Haß noch Rache ausüben, uud auch gegen den König oder die Seinigen keine weitere Ansuchen oder Beschwerde machen wollten.

Indessen zeigte sich immer näher, daß bey dem König, mit jener wahren Neigung zur Freundschaft gegen die Eidgenossen, noch eine andere Absicht verbunden sey. Er bedurfte nämlich ihrer Waffen zu einem zweyten Auszug nach Neapel, der am Ende eben so wenig vergnügend als der erste seines Vorfahrers war. Dieses Vorhaben erschien bald offen

und angelegen; aber die Eidgenossen hatten auch ihre wichtigen Ansprachen an den König. Der Stand Ury mit seinen zwey enge verbündeten Ständen Schwyz und Unterwalden nid dem Wald verlangten, die Stadt Bellenz mit ihrem Land weiter ruhig zu besitzen, da die Einwohner derselben ihrer Regierung nicht satt waren, und da der König dieses Land für sein Fürstenthum zurückforderte. Den Eidgenossen war bange, daß die Länder sich der Waffen nicht enthalten könnten, und suchten das mit aller Sorgfalt zu verhindern, wo inmittelst die Mayländischen Angehörigen auch nicht schonten, denen von Bellenz und auch Eidgenossen Verdruß und Beleidigungen zuzufügen, was dann immer zu neuen Klagen und Reizen Anlaß gab.

Und da der König nicht feyerte sein Verlangen nach Hülfe, selbst nach unerlaubter Hülfe zulaufender Krieger (so wenig scheute man sich vor den Obrigkeiten, selbst Uebertretung scharfer Gebote zu verlangen), kam man auf den Gedanken, da der König im Mailändischen selbst angelangt sey, eine Gesandtschaft an denselben abzusenden, und wegen den Angelegenheiten der III. Stände und andern Anliegen die nöthigen Vorstellungen und dringende Ansuchen zu machen, Einige wollten nicht gehen, außer es seyen aller Stände Abgesandte dabey (es war schwer, eine Sache aufzunehmen, wo beyde Theile gleich darnach begierig waren). So giengen Alle hin.

Der König nahm sie zu Pavia mit vieler Huld und Freundlichkeit auf, und verhörte sie hernach zu Asti. Je mehr nun die Eidgenossen darauf drangen,

einen so langen, selbst den Angehörigen nicht mißfälligen Besitz von Bellenz den III. Ständen zu versichern, zeigte der König auch auf seiner Seite, durch einen offeneu, freyen, traulichen Vortrag, daß ihm Bellenz als ein altes Stammgut seines Hauses so angelegen sey, daß er von dieser Besitzung nicht abweichen könne; daran liege ihm seine eigne Ehre, und er dürfe sich versprechen, daß diese den Eidgenossen eben so theuer seyn sollte; er wolle aber eine eigne Gesandtschaft in die Eidgenossenschaft absenden, die durch Urkunden und Beweise deutlich bewähren werde, daß Bellenz mit Mailand unwidersprechlich verbunden sey.

Was die Klagen über Beeinträchtigungen, die den Eidgenössischen Angehörigen, und besonders denen von Bellenz, widerfahren seyen, verheißt der König auf das feyerlichste, daß die von Bellenz, wie die übrigen Eidgenössischen Angehörigen, fürohin unbeschädigt bleiben, und im Handel und Wandel freyen ungehinderten Zutritt und Behandlung haben sollen.

Wegen den Capiteln wolle er eine eigene Gesandtschaft in die Eidgenossenschaft senden, und dieselben nach den vorigen Artikeln und den jetzigen Bedürfnissen einzurichten trachten.

Basel und Schafhausen betreffend, deren Aufnahme in die Eidgenossenschaft, als so würdiger Städte, er sich freut, will er die gleiche Betrachtung für sie haben, wie für die übrigen Stände.

So weit geht der Bericht der Abgesandten an den König; nun werde es sich zeigeu, was die eigne Botschaft des Monarchen mitbringen werde.

Zürich hatte indessen einen Tag ausgeschrieben, um sich zu berathen, wie man sich bey der bevorstehenden Verhandlung zu benehmen habe; aber der Stand Uri zeigte an, daß er auf diesen Tag nicht erscheine; denn es habe sich, nach dem Bericht der Abgesandten, für ihn auf dem Tag zu Asti nichts gebessert, und er sey fest entschlossen, die Sache nicht fallen zu lassen, sondern alles, was in seiner Macht sey, dazu aufzusetzen. Hierauf schrieben die übrigen Eidgenossen den III. Ständen (wie sie es in einer gedrängten Lage zu thun gewohnt waren) mit innigstem Vertrauen eine Mahnung zu, in diesen bedenklichen Zeiten der Theurung, und da man nicht wisse, was die sie umgebenden Mächte noch vorhaben, keinen so wichtigen Schritt zu thun, davon man die großen Folgen nicht absehen könne. Einmal sie, die Eidgenossen, seyen nicht gesinnt, in der Zeit einen Keieg zu führen, und könnten sich auch dazu gar nicht entschließen. Wenigstens sey ja nichts versäumt; einmal sie seyen des Königs Botschaft abzuwarten gesinnt, da man vielleicht die Sachen noch zu besserm Austrag bringen möchte.

Der Tag von Luzern brach an, und mit ihm erschienen die Gesandten des Königs, in Gegenwart aller Eidgenössischen Abgeordneten. Des Königs Botschafter legten nun in einem ausführlichen Vortrag verschiedene Urkunden vor, vermittelst deren sie die Ansprache des Königs an die Stadt Bellenz, und was dazu gehört, zu beweisen und zu bekräftigen sich alle Mühe gaben, deren Anführung aber hier nicht nöthig ist. Der Stand Uri beantwortete das, und

bezog sich auf ein Versprechen, das der König, als er noch Herzog von Orleans war, und als man ihm bey Novarra sein eignes Heer und die eingeschlossenen Eidgenossen rettete, gethan, daß, wann er einmal König werde, er dem Stand Uri Bellenz überlassen wollte; und führte dann noch überdieß dieser Stadt und des zugehörigen Landes gänzliche Zufriedenheit mit ihrer Beherrschung an, was Alles den König zur Beybehaltung des ruhigen Besitzes für den Stand Uri nach seiner Huld vermögen sollte. — Da die königlichen Gesandten so auf ihres Herrschers Rechten bestanden, und bezeugten, daß er auf den Besitz dieses ihm so werthen Landes seine eigne Ehre setze, so kamen die Eidgenossen in die größte Verlegenheit. Auf der einen Seite kannten sie den festen Sinn der III. Länder und was sie schon ausgesprochen hatten; auf der andern machte ihnen der mächtige König und Nachbar auch Mühe, da er sonst so huldreich war, und verheißen hatte, das Urtheil über Alles den Eidgenossen zu überlassen; endlich (heißt es in dem Abscheid) ermächtigten sie sich seiner Majestät und der III. Länder (ein Ausdruck, der bey den Eidgenossen gewohnt ist, wenn sie, nach aller Anstrengung, mit Mühe einen Vorschlag zur Zustimmung ausgebracht haben). Sie machten jenen Vorschlag in einer eignen Zuschrift dem Könige kund, und ersuchten ihn ehrerbietig und dringend, denselben anzunehmen; den III. Ländern hinwieder legten sie in gerührten Bitten denselben zur gütigen Annahme näher an's Herz, und was für ein Glück es wäre, wenn alles vermieden

werden könnte, was in Folge der Zeit noch für ein schweres Verhängniß erfolgen möchte.

Endlich nahmen die Eidgenossen die zuerst schriftlich, und jetzt mündlich durch seine Botschafter geschehene Aeußerung des Königs noch zur Berathung anheim, daß er ihnen alle Streitigkeiten, so zwischen beyden Nationen noch schweben, zur Beurtheilung überlassen wolle, da sie das vermuthlich mehr als eine Ehrenbezeugung ansahen. Man sollte, wie's ihnen geläufig war, auf den nächsten Tag die Gedanken darüber bringen. So weit ist man in diesem Jahr in dieser Angelegenheit geschritten; nur sandten noch die Eidgenossen ihre beredtesten Männer in die III. Länder zu den Landsgemeinden, und baten sie um des Vaterlands, um der allgemeinen Ruhe, um ihrer eignen Lage, und um des Segens des Friedens willen, sich aller weit aussehenden Thaten zu enthalten, und den Vorschlag zum sichern Besitz der drey Jahre anzunehmen.

Auch der Kaiser Maximilian bemühte sich, theils schriftlich an jeden Eidgenössischen Stand besonders, theils mündlich durch seine Abgesandten, verschiedene Ansuchen zu thun. Da aber nur bey ausführlichen Vorstellungen und dagegen gemachten Aeußerungen die Sachen dieß Jahr verblieben, so wollen wir jetzt nicht in die Verhandlungen eintreten, sondern nur die verschiedenen Anträge auf der einen, und die meistens ablehnende Antwort auf der andern Seite kurz berühren.

Das erste Ansuchen war die drohende Gefahr, die von der Gewalt der Türken herrühre; um diese

abzuwendeu, sollten die Eidgenossen bey der wichtigen Berathschlagung auf dem Reichstag erscheinen. — Sie entschuldigten sich mit der theuern Zeit und eigenen Noth, und wünschten, daß diese Gefahr glücklich abgewendet werden möchte. — Dann verlangte der Kaiser zu seinem vorhabenden Römerzug einen namhaften Volkszuzug, wie seinen Vorfahreu auch geleistet worden; allein die Eidgenossen bezeugten, daß sie ihr Volk so nöthig hätten, den Anbau der Felder zu bestellen, um der dringenden Noth der Theurung abzuhelfen und neue Nahrung zu bereiten. Sollten jedoch einige Ritter die Ehre haben, den Kaiser zu begleiten, so würden sie sich dieselbe nicht versagen.

Die weitere Forderung der Kaiserlichen war, daß man von dem König in Frankreich die zugelaufenen Krieger wieder zurückfordern möchte (dieses Begehren läßt vermuthen, wozu der Römerzug eigentlich abgesehen war). Dieses zu thun sagte man wirklich zu.

Wegen der Stadt Constanz verlangte der Kaiser bessere Betrachtung, und daß man sie mit einem Theil vom Thurgau beehren und ansehen möchte (vermuthlich hatte der Kaiserliche Hof Nachricht erhalten von dem, was vor zwey Jahren mit der Stadt Constanz günstiges abgehandelt werden wollte). Man antwortete, es walte gute Nachbarschaft unter beyden Theilen, und was der Friede fordere, werde gehalten. —

Endlich war die vollständige Aufrichtung des Erbvereins von allen Ständen sehr gewünscht und darauf gedrungen; allein auch dieß Jahr fand sich die Uebereinstimmung nicht.

Indessen hatten die Eidgenossen auch ihre eignen

Begehren dem Kaiserlichen Botschafter vorgetragen. Die eine war, ihren Kaufleuten zu ihren ungehinderten Reisen auf die Messen sicheres Geleit zu verschaffen; die andere die ungehemmte Zufuhr der Früchte aus den benachbarten deutschen Landen; man verhieß darüber die nöthigen Vorstellungen zu machen.

Die Eroberung des Landgerichts im Thurgau gab Anlaß zu einem Streit mit der Stadt Zürich, der in dem Jahr stark getrieben, aber auch nicht beendigt wurde. Es hatte nämlich der Landvogt im Thurgau die VII. Stände berichtet, daß das Landgericht einen Gerichtszwang über die Orte Ober- und Unter-Stamheim und Nußbaumen, welche die Stadt Zürich an sich gebracht, ehemals ausgeübt habe, der jetzt unterlassen werde.

Zürich zeigte an, da das Landgericht zwey Gerichtsstellen hatte, ein Civil- und ein Criminal-Gericht, daß die benannten Orte dem Civilgericht nie unterworfen waren, sondern alle solche Streitigkeiten dem Richter des Orts unterlagen; wohl aber, daß das Blutgericht über Verbrecher aus diesen Orten von dem Criminal-Landgericht ausgeübt worden, und bey solcher Uebung wollen sie gerne verbleiben, und hoffen, daß die L. Stände ihnen das gleiche Recht widerfahren lassen. So deutlich und einfach diese Erklärung war, mußte sie doch den Ständen hinterbracht werden, wo sich das weitere im Verfolg zeigen wird.

Ein anderes Ereigniß verursachte Zürich, auf der Tagsatzung sich zu beschweren: daß, da eine Bürgerin von Zürich ein Testament gemacht hatte, ver-

schiedenen Stiftern ein eigenthümliches Gut, das in gemeinen Herrschaften liege, als ihr Eigenthum zu vermachen, die Stände Luzern und Schwyz, von denen einige Bürger und Landleute Ansprache an eben diese Güter machten, nicht nur die Erscheinung vor dem Richter in Zürich, wo die Stifterin des Testaments Burgerin war, und die Urkunde selbst errichtet worden, versagten, und mit ganz besondern Rechten auf den Dinghof, wo die Güter liegen, diese Bürger von Luzern und Schwyz ihre Ansprache behaupten wollten. Auch diese Angelegenheit mußte zuerst hinterbracht werden, ehe man einen Austrag suchte, oder nur daran arbeitete.

(1503.) Ungeachtet alles dessen, was am Ende des vorigen Jahres mit den III. Ständen noch besonders verhandelt worden, thaten dieselben schon früh in dem Jahr den übrigen Eidgenossen kund, daß sie länger nicht ertragen können, von dem beständigen Besitz von Bellenz, den sie schon so lange genossen, ausgeschlossen zu seyn, und sich nur mit wenigen Jahren zu sättigen; deswegen sie fest entschlossen seyen, ihr Recht mit den Waffen zu suchen. Diese Eröffnung machte den Eidgenossen große Mühe; nie hatten sie eine solche Abneigung gegen einen Krieg als jetzo. Das noch nicht ganz erloschene Gerücht von der Gefahr, womit die Uebereinstimmung großer, ehemals feindlicher Mächte ihnen, als den schwächern, drohte; die schwere Theurung und Armuth; die harte Jahrszeit und der Genuß eines zweyjährigen Friedens hatte ihnen den Krieg so widrig, und zur Pflicht gemacht, denselben zu vermeiden; indessen hatte der König den

Eidgenossen zugeschrieben, daß er sich den zuletzt gemachten Vorschlag gefallen lasse, den III. Ständen den Besitz von Bellenz für drey Jahre, vom letzten Martini an gerechnet, zu überlassen; und versprach dabey, daß die Angehörigen von Bellenz, wie alle andern Eidgenössischen Angehörigen, den freyen Zutritt in's Mailändische und allen Handel und Wandel haben sollten; daneben Alles, was die Bündnisse und die Capitel enthalten, seinen allerliebsten und großen Freunden zu leisten und zu halten.

Aber die III. Stände konnten sich länger nicht enthalten, ihre Aufmahnungen an ihre Eidgenossen und Verbündeten abzugeben, und sie auf ihren bevorstehenden Auszug mit aller Angelegenheit um Hülfe anzusuchen.

Da eilten die V. Stände, Zürich, Bern, Luzern, Unterwalden ob dem Wald und Zug, nach Luzern, die letzte feyerliche Mahnung an die III. Stände zu thun. Sie boten dabey Alles auf, was wichtig und heilig war, jene von diesem Auszug abzuhalten. Der ewigen Bünde, der festen Verkommnisse, der Ehre, der Gerechtigkeit, der Gefahr, welche von einer großen Macht ihnen drohte, der Zeit der Theurung und des Winters, ja selbst des Todes ward gedacht, dessen man sonst nicht so leicht erwähnte. Alles dieses sollte abhalten von dem bedenklichen Krieg und die Stände beruhigen.

Diese rührende Mahnung begleiteten die Eidgenossen mit einem Schreiben, das eben so dringend war. Beide, die Mahnung und das Schreiben,

wurden zu Luzern gesiegelt, und unten noch zur Unterschrift hinzugesetzt, was folget:

„Von Städten und Ländern, nämlich Glarus, „Basel, Freyburg, Solothurn und Schafhausen, und „desgleichen von des Herrn von St. Gallen, der „Stadt St. Gallen, und Appenzells Staatsbötschaft, „von Unseren Herren und Obern zu Luzern versandt."

Ob diese leztern Stände nicht weiter eintreten wollten oder konnten, weil sie sich vielleicht schon zu weit herausgelassen haben, ist nicht zu bestimmen. Die Mahnung ist Dienstags vor Mathias, die Zuschrift auf Mittwoch vor der Pfaffen Fastnacht ausgestellt.

Ob diese Schriften die III. Stände in ihren friedlichen Thälern noch angetroffen, ist kaum zu vermuthen; aber daß sie ihre Absicht nicht erreicht, und den Zug nicht gehindert haben, ist gewiß. Denn am 23. Hornung zog der Stand Uri mit seinem Panner aus; Schwyz folgte auch mit dem Panner in zwey Tagen nach, und zwey Tage darauf Unterwalden Nid dem Wald, eben so ausgerüstet mit seinem Kriegsvolk; Wallis und Bündten zogen die ersten zu, wie gewohnt, wann's gegen Mailand gieng. Immer mehr langten auch von den andern Ständen die Völker an. Nachdem Alles der Mahnung gefolgt hatte, so war ein Heer von 14,000 Mann versammelt, das in das Mailändische zog, und da mit Thätigkeiten den Anfang machte, Schlösser einnahm und andere belagerte. — Da schrieb der König eilends an die Eidgenossen, beklagte sich über die Anfälle, die in dem Mailändischen schon geschehen, ersuchte sie das zu verhindern,

und trug in ängstlichen Tönen einen gütlichen Austrag an. Er scheute diesen Krieg, weil er die Eidgenossen achtete, seinen neuen Unterthanen zum ersten Geschenk keine solche Unruhe geben wollte, und auf ihren schwankenden Sinn sonst nicht alles Vertrauen setzte. Dann hatte er noch etwas Größeres vor, einen Zug nach Neapel. — Die Gesandten des Königs erschienen, und trugen einige Mittel zu gütlichem Austrage an; allein die Unterhandlung mit den Eidgenossen auf Tagen ist schwer, wenn die Panner schon ausgezogen sind. — Indessen kam auch den V. Ständen, welche eine so feyerliche Auffoderung an ihre Mitstände aberlassen hatten, diesen Krieg mit allem möglichen Nachdruck zu verhindern, und die so oft bezeugten, daß sie nicht kriegen wollten, die Mahnung zur Hülfe immer dringender zu, und das Machtwort machte einen solchen Eindruck, daß alle sich entschlossen, ihren Beytrag von Kriegsvolk den III. Ständen nicht zu versagen. Sie zogen also ebenfalls aus, und eilten dem Heer der übrigen Eidgenossen nach. Sie vermehrten die Zahl, aber die Unternehmungen waren nie groß; denn es mangelte ihnen an großem Geschütz, und oft auch an Uebereinstimmung.

Sobald der König vernahm, daß die Eidgenossen alle sich entschlossen hätten, den Krieg zu führen, dachte er sogleich auf den Frieden, und zeigte den eidgenössischen Ständen und dem Eidgenössischen Heer im Feld zugleich an, daß er beschlossen habe, Frieden zu machen; die Stände selbst ließ er ersuchen, ihre Völker wieder zurückzurufen. Man schrieb also von einem Tag aus an die Hauptleute im Feld, man hätte

zuverlässige Nachricht, daß der König einen Frieden mit den Eidgenossen eingehen wolle; deswegen sollten sie sich aus dem Feld zurückziehen, und mit Beförderung die Heimreise vornehmen. Allein die Hauptleute hatten zwar auch Nachrichten von den Gesinnungen des Königs; aber sie glaubten, es sey besser im Feld und in der Nähe die Sachen zu behandeln. Auch der Bischof von Sitten und der edle Baron Ulrich von Sax anerboten sich, nach Mailand zu gehen, und daselbst den Frieden so einzuleiten, daß er im Feld endlich abgehandelt werden sollte; das geschahe auch zu Arona, wo er ganz zu Stande gekommen und verfaßt worden ist. In demselben werden die Schlösser (Castra) und die Stadt Bellenz mit allen ihren zugehörigen Landen, Leuten, hohen und niederen Gerichten, Privilegien und Gerechtigkelten und zwey Dörfern über dem Monte Cenere, die immer zu der Grafschaft Bellenz gehörten, den III. Ständen Uri, Schwyz und Unterwalden Nid dem Wald für immer abgetreten, und entsagt der König für sich und seine Nachfolger allen weitern Ansprüchen auf dieses Land auf das Kräftigste. Dann wird verheißen, mit den sämmtlichen eidgenössischen Ständen das Capitulat zu erneuern und in die bisherige Form einzuleiten, welches hernach wirklich geschehen ist. Das sind die beyden Hauptpunkte des Friedens; ich begnüge mich nur dieselben anzuführen, weil ohnehin bey dieser ganzen Unternehmung so viel Gutes und Einnehmendes auf allen Seiten erschien, daß ich mir nicht versagen konnte, solches durch alle seine Wendungen zu verfolgen, und damit vielleicht schon zuviel Weitläufigkeit

abzubitten habe. Einige wollen wissen, daß man dem König diesen Frieden als einen Mißschritt vorwarf, und daß einer der Räthe, der denselben am meisten betrieb, eine hohe und werthe Vertheidigung nöthig hatte, um einer harten Strafe oder der Entsetzung zu entgehen. — So hat ein zu eigener, nicht zu fremder Absicht abgenöthigter Krieg mit einem mächtigen König den Eidgenossen einen beruhigenden Frieden, und einem Theil derselben eine nicht unbeträchtliche Herrschaft durch ein gütiges Schicksal zufallen lassen, weil sie mit gemessenem Scheitt, und nicht mit Uebereilung handelten.

Im übrigen, da der König für seinen vorhabenden Zug nach Neapel eidgenössische Völker an sich zu ziehen suchte, ward das Anwerben derselben allen Hauptleuten und in allen Cantonen verboten. Die theure Zeit foderte zu dem vernachlässigten Anbau der Felder auf; der geschehene Auszug lenkte die Völker gern ihrer Heimath zu, und der erste Zug von Frankreichs König nach Neapel war mit seinen traurigen Folgen zu lebhaft im Andenken, um nach einem zweyten solchen Zuge begierig zu seyn. Den Abgesandten des Königs, welche in dieser Absicht erschienen, sagte man diese Gründe unverholen, und eben so treu that man hinzu, wenn der König mittlerweile in seinen Staaten angegriffen würde, so wolle man zur Vertheidigung derselben das, was die Bündniß erfordere, willig thun. So weit gehen die Verhandlungen und Ereignisse mit dem König in Frankreich in diesem Jahr.

Der Kaiser Maximilian verlangte in eben demselben Jahr die Erbeinung einmal, wenn es möglich wäre, mit allen Eidgenossen und für sein ganzes Haus einzugehen. Er ließ daher durch seine Botschafter seinen festen Willen darüber offenbaren, und ersuchte, mit Bezeugung seiner kaiserlichen höchsten Huld, die Gesinnungen darüber offen und deutlich auszusprechen. Wenn nun die Abgesandten des Kaisers bey dieser einzigen Unterhandlung verblieben wären, und sich alle Mühe gegeben hätten, auch in einzelnen Stönden einzuwirken, hätten sie vielleicht ihren Endzweck erreicht; denn die IV. Stände Zürich, Bern, Uri und Unterwalden, die dem Kaiser besonders ergeben waren, gaben sich alle Mühe, diesen wichtigen Endzweck zu erreichen. Sie setzten einen eignen Tag an, an welchem ein jeder Stand seine Entschlüsse über eine solche Vereinigung darbringen sollte; allein einige blieben aus, und schrieben ihre Gedanken nicht deutlich genug aus. Die IV. Stände sandten (was in dieser Absicht noch nie geschehen) einen Gesandten an die Stände Luzern und Zug, sie zum Beytritt zu dieser Vereinigung zu ermahnen, in Hofnung, durch sie die übrigen Stände ebenfalls zu gewinnen; aber auch dieses geschah ohne Frucht; einige Stände ließen sich nicht ausreden, der Kaiser habe ungute Gesinnungen gegen die Eidgenossenschaft; dann vermehrten die hohen Botschafter, denen einnehmende Gefälligkeit, so die Unterhandlungen würzet, öfters nicht beywohnte, ihre Vorträge mit mehreren Foderungen, die unangenehm waren: mit Entziehung der Hülfe gegen Frankreich, mit unwilligem Dienst gegen die Türken, mit Entsprechungen gegen die Stadt

Constanz. Am Ende blieb diese ganze Handlung, die mit vieler Stärke angekündigt war, ohne Erfolg.

Auf einem gütlichen Tage zu Zug (so hieß man die Tage, wo man für ein streitiges Geschäft alle Mittel zum Austrag und zur gänzlichen Beruhigung versuchen wollte) ungehindert von allem andern, war das Geschäft wegen Stammheim und Nußbaumen zwischen den IX andern am Landgericht im Thurgau Antheil habenden Orten und der Stadt Zürich; und dasselbe gütlich beyzulegen, gab man sich alle Mühe. Allein man konnte sich nicht vereinigen; da kam der letzte Austrag eines eidgenössischen Rechtsstandes auf die Bahn, wo man den Tag dazu schon bestimmte, und Alles dazu bereitet war; allein die eingefallene Kriegszeit verhinderte den Rechtsstand, und Alles blieb unerörtert bis auf das folgende Jahr.

Sollte ich lange, harte Unterhandlungen der Eidgenossen wegen gemeinsamer Entsagung aller Pensionen von fremden Mächten, und wie sie das Jahr eingeleitet, und zu einer ausgemachten Ordnung und Besieglung gebracht worden, mit aller Zubereitung und Anstrengung beschreiben, und damit einige Blätter füllen, da doch die frühe Erfahrung mitgebracht, daß sie zuerst einige schwache Triebe erregten, aber niemals umfaßten? Doch unterlassen konnte ich es nicht, einige Anregung davon zu thun.

(1514.) Nur wenige Geschäfte hatte man mit Frankreich abzuhandeln in diesem Jahr; nur dreymal sahe man französische Botschafter, zuerst früh, die sich bemühten die Eidgenossen abzuhalten, mit dem Kaiser Maximilian in einige Vereinigung einzutreten,

weil der König mit demselben noch unbefriedigt sey, und ihm das Reichslehen über Mailand noch nicht verliehen habe; die Eidgenossen behaupteten, daß keine solche Vereinigung geschehen sey, und ersuchten den König, ihre Leute nicht mit Zudringlichkeit zum Nachlaufen aufzubringen. — War das nicht ein stiller Verweis, was die Obrigkeit nicht zu thun vermöge?

Nach dem Herbst erschien die zweite Botschaft des Königs, und zeigte mit Vergnügen an, daß der König sich mit dem Pabst, mit dem Kaiser und mit andern Mächten verglichen; weil aber Alles der Veränderung unterworfen und mit Ungewißheit begleitet sey, so wünschte er von den Eidgenossen zu vernehmen, ob sie in solchen Fällen, nicht zum Zug nach Neapel, auch nicht zum Einschiffen auf dem Meer, sondern nur zu Beschützung seiner Länder und des Fürstenthums Mailand 5 bis 6000 Mann, nach dem Inhalt der Bündniß, übergeben würden?

Die Eidgenossen bezeugten ihre Freude über die glückliche Lage des Königs, und wünschten lange Dauer derselben; und wenn es zu einer Veränderung kommen sollte, so seyen sie überzeugt, daß, wenn schon einige ungleiche Gedanken obwalten, dennoch die bundesmäßige Hülfe dem König nie entstehen werde.

Bey der dritten Erscheinung der französischen Botschafter, zu der vermuthlich die noch Anwesenden eingeladen wurden, mußte noch eine wichtige Klage der III. Stände, denen die Herrschaft Bellenz jüngsthin zugetheilt war, das sonst gute Vernehmen trüben. Sie beschwerten sich nämlich, daß ihnen bey dem Zoll zu Luggaris mehr abgefodert wurde, als die Capitel und

die bisherige Uebung erforderten, und daß denen von Bellenz und andern Eidgenossen mehrere und stärkere Beeinträchtigungen widerfahren. Es scheint, das rohe Volk im Mailändischen konnte die Abgesonderten von der Herrschaft nicht ertragen, und belegte sie mit einem unauslöschlichen Haß. Die französischen Botschafter waren bestürzt über dieser harten Klage; sie übernahmen es, den König zu berichten, und seine Befehle hier im Land zu erwarten, damit die Eidgenossen der Abhelfung dieser Klage, und wie sie geschehe, und wie sie selbst dabey sich zu benehmen haben, gänzlich versichert seyn können.

Sehr zurückhaltend waren die Eidgenossen in diesem Jahre mit ihren Kriegern gewesen; ob die neue Ordnung des vorigen Jahres wegen den Pensionen, die wir oben bemerkt haben, dazu beygetragen, oder ob die ausgestandene Theurung und die Friedensruhe sie hinterhalten habe, könnte ich nicht bestimmen; einmal der Kaiser foderte einen Zuzug von ihnen; aber sie entschuldigten sich, in den jetzigen schweren Zeiten sey es besser, seine Leute in dem Vaterland zur Arbeit anzuhalten.

Die Herzoge von Bayern, der Bündniß mit den Eidgenossen eingedenk, mit der man mit ihnen verbunden war, und der Hilfe, die sie in einem Krieg mit dem Churfürsten von Mainz ihnen geleistet hatten, foderten nun an die Eidgenossen eine gleiche thätliche Entsprechung in einem offnen Krieg, in dem sie mit dem Pfalzgrafen am Rhein, der von ihrem Haus abstammte, begriffen waren. Aber ungeachtet daß der Herzog von Wirtemberg dieses Ansuchen der Für-

sten von Bayern kräftig unterstützte, gab man den Herzogen dennoch auf ihr Ansuchen die Antwort, daß man zwar die Verbindungen verehre, in denen man mit ihnen zu stehen die Ehre habe, und alle ihre freundschaftlichen Gesinnungen mit höchster Achtung erkenne; aber es sey doch in den gegenwärtigen Zeiten unmöglich, zu entsprechen; und da einige Aufwiegler zusammengelaufenes Kriegsvolk dem Pfalzgrafen zuziehen ließen, so wurden sie hart gestraft, und die Zugelaufenen mit allem Ernst zurückgefodert.

In diesem Jahr wurde auch der Streit der an dem Landgericht im Thurgau antheilhabenden Stände mit der Stadt Zürich, wegen Ober- und Unter-Stammheim und Nußbaumen, durch eine Vermittlung der Abgesandten aus den VIII. alten Orten durch einen förmlichen Vertrag beseitigt, den wir nun anführen werden.

Zuerst werden die Namen der Abgesandten, von Zürich zwey, von den übrigen Orten nur Einer, angezeigt. Dann werden über den Hauptstreit wegen Stammheim und Nußbaumen, und noch zwey andere Fragen, die eine wegen Weinfelden und Bürglen, ob ein gewisses Burgerrecht da statt haben könne — die andere wegen dem Bezirk vor der Brugg bey Stein, was die Stadt daselbst darüber für Recht habe, die noch hinzugekommen waren, alle Ansprachen und Antworten, auch was die Verordneten von Stein über den Bezirk, der sie betroffen, angeführt, und hernach die Erörterung in folgenden Punkten abgefaßt.

Erstlich wegen Ober- und Unter-Stammheim ist angesehen, daß die Mannschaft an denen zwey Orten und die niedern Gerichte um Zucken, Wunden, Friedversagen, Friedenbrechen mit Worten, Ueberehren, Ueberachern, der Stadt Zürich zu bestrafen zudienen sollen, doch nicht höher; und auch ihre Befehle und Verbote bey gleicher Strafe angesehen werden mögen — aber die hohen Gerichte, Friedbrechen mit Werken, Marchenausziehen und verrucken, beharrete Scheltungen über Thaten, die das Leben verschulden, und solche Thaten selbst, demnach der Wildbann und die Strafen, so mit demselben verbunden sind, gehören ans Landgericht, daselbst bestraft zu werden; auch mag der Landvogt einen Beamten haben, der ihm anzeige, was hinfüro vor das höhere Gericht gehört.

2. Zu Nußbaumen gehört die Landschaft den VII. regierenden Ständen, wo Zürich auch unter denselben begriffen ist; und die Stadt hat die Gerichte.

3. Zu Bürglen und Weinfelden soll das Burgerrecht zu Zürich auf immer abgethan seyn, und an der Landschaft soll jeder der VII. Stände gleichen Antheil haben.

4. In dem Bezirk vor der Bruck zu Stein gehört die Mannschaft den VII. regierenden Orten im Thurgau, mit den hohen Gerichten und dem Wildbann bis an das dritte Joch der Bruck; aber die niedern Gerichte an eben dem Ort gehören vor der Bruck der Stadt Stein; das Weinschenken, das Umgeld und

andere Rechte, die sie bis dahin hatte, bleiben derselben. In Streitigkeiten mit Fremden hat die Appellation an das Landgericht, oder an den Landvogt statt; aber unter Burgern daselbst ist von den Sprüchen der Stadt Stein keine weitere Berufung.

Im Schluß bezeugen beyde Theile, daß sie mit diesem gütlichen Ausspruch allerdings zufrieden seyen, und denselben in allen Dingen zu befolgen für sich und ihre Herren und Obern, mit deren Vollmachten sie versehen seyen, feyerlich versichern. Zwey gleichlautende Instrumente sind von den Gesandten der Stadt Zürich, und von den Abgesandten der VII. übrigen alten Orte, auch im Namen und aus Vollmacht von Freyburg und Solothurn, die das Abgeschlossene auch gänzlich genehmiget, und endlich von den Abgeordneten der Stadt Stein gesiegelt Mittwochen vor Quasimodo.

Die Bestimmung der Rechte in diesem Vertrag, besonders in dem ersten Punkt, sind nach den Begriffen der damaligen Zeiten eingerichtet. Nußbaumen fiel ins Thurgau, und das Burgerrecht zu Weinfelden und Bürglen gänzlich weg; und mit vor der Bruck blieb der Stadt Stein beynahe was sie wünschte.

(1505.) Der König Ludwig in Frankreich war noch immer in seiner friedlichen Lage mit den ihn umgebenden Mächten; und keine Veränderung, von denen er doch beym ersten Entstehen dieser lieblichen Lage schon einige Vorahnungen hatte, war noch erfolgt;

deswegen blieb die Erscheinung seiner Botschafter auf dem eidgenössischen Tag bey einem einzigen Besuch, wo er seinen Freunden die glückliche Genesung von einer schweren Krankheit anzeigen ließ, die sich dann darüber herzlich freuten. Dann ließ er weiter berichten, daß er einen Vertrag mit Kaiser Maximilian geschlossen habe; sie sollten sich aber darüber nicht aufhalten, denn es sey nur wegen der Lehenschaft der Herrschaft Mailand geschehen, die bis dahin noch nicht berichtigt war. Dann läßt er die III. Stände, die sich über den Zoll zu Lugarus und andere Beeinträchtigungen beklagt hatten, versichern, er habe der Regierung den gemessenen Auftrag und Befehl gegeben, die Sachen genau zu untersuchen, und die III. Stände und alle Angehörigen der Eidgenossen klaglos zu stellen, und das Recht widerfahren zu lassen; so daß die Eidgenossen sich entschlossen, eine Gesandtschaft nach Mailand zu schicken, damit dem Willen des Königs und den Wünschen der III. Stände Folge geleistet werde.

Eben so wenig Mühe gab sich der Kaiser Maximilian in diesem Jahr. Von einem Ritter ohne großes Ansehen begleitet, erschien in seinem hohen Namen der Bischof von Constauz, zwar mit Entschuldigung, daß die höhere Gesandtschaft deswegen abgehe, weil sie schon auf dem Weg den Abruf zu einem wichtigen Geschäft erhalten hätte. Der Vortrag des Bischofs im Namen des Kaisers war: Se. Maj. besorge wegen seinem Sohn, dem König Philipp, der mit seinem Schwäher, König Ferdinand von

Spanien, zerfallen sey, daß Frankreich sich in diese Entzweyung leicht mischen könnte, so daß die Folgen davon immer bedauerlicher würden; um dieses zu verhüten, und die daher entstehende Gefahr abzuwenden, wünschte er mit den Eidgenossen ein Bündniß auf 10 Jahr zu machen. Mit diesem Antrag war noch das Ersuchen verbunden, daß man dem König in Frankreich keine Völker zukommen lasse. — Ganz eigen ist es, daß in dem Abscheid, der diesen Vortrag enthält, kein Wort weiters, kein Verweisen auf andere Tage, kein Hinterbringen, keine verheißene Antwort enthalten ist; ob, wegen Entfernung dieses weit aussehenden Falls, oder durch die Vertraulichkeit mit dem ersten Abgesandten des Kaisers, die Antwort im Stillen gegeben worden, ist nicht auszumitteln. Wie glücklich wäre eine so beständige Feyer von fremden Gesandten den Eidgenossen gewesen!

Aber immer näher trat der Pabst Julius II., der sich durch Falschheit und Laster auszeichnete, und suchte nach und nach unsere Eidgenossen so weit zu führen, daß sie, nach seinen schlauen Plänen, in seinen mörderlichen Klauen bluten sollten. Nach und nach begann er diesen Zweck, sie zu verfolgen. Jetzt trug er ihnen die Ehre und die Vorzüge an, ihm C. Schweizer zu seiner Leibwache, wie andere Mächte sie auch haben, zu überlassen. Dieß mußte den Eidgenossen angenehm seyn. Aber bey diesem Antrag hatte er noch weitere Absichten; die frommen Eidgenossen hatten noch Ehrfurcht für den päbstlichen Stuhl, und achteten nicht so genau wer ihn besaß.

Dabey war das thätige Streben und die Beredsamkeit des Bischofs von Wallis der stärkste Trieb, den er wünschen konnte.

Herzog Reinhard von Lothringen, der sich den Namen eines Königs von Sicilien erworben, sandte in diesem Jahr eine eigne Gesandtschaft an die Eidgenossen, nur um das Andenken der ehemaligen Freundschaft und der wohlthätigen Gesinnung gegen einander zu erneuern. Anderes trugen die Gesandten damals nicht vor; wohl mögen sie im Stillen nachgeforscht haben, ob etwa später einem Ansuchen möchte entsprochen werden. Denn noch in dem nämlichen Jahr, bey einer zweyten Erscheinung, traten sie näher, und brachten vor, ob nicht die Eidgenossen einen ewigen Bund eingehen würden? Man legte schon einen Entwurf vor, der kurz aber kräftig gegenseitige Hülfe aussprach. Als Bundesfrüchte anerboten sie ein beträchtliches an Salz zu liefern, das den Eidgenossen gefällig wäre. Es war am Ende des Jahres; man behielt sich vor, darüber nachzudenken, und im künftigen Jahr die sichere Antwort zu ertheilen.

(1506.) Dieses Jahr war demnach eines der ruhigsten für die Eidgenossen; denn von außen her fielen wenige Geschäfte vor, und die inneren Angelegenheiten waren auch nicht von großem Belang. Man hätte denken sollen, daß bey einigen Jahren der Ruhe, nach einer harten Theurung der Anbau des Landes und die heimatliche Sorge für eigne Bedürfnisse angelegentlicher einleuchten möchte als der Krieg; aber der Trieb nach diesem war zu stark, und nicht aus-

gelöscht, und schlaue Mächte, rastlose Thätigkeit eines Bischofs, mit unwiderstehlicher Beredsamkeit bewaffnet, drängte sie zum Antheilnehmen an fremden Waffenthaten unwiderstehlich hin.

Der König Ludwig in Frankreich war noch immer in seiner ruhigen Lage, wo er vielleicht an eine nahe Veränderung damals weniger dachte, als beym ersten Eintritt in dieselbe. Er sandte eine Botschaft an die Eidgenossen ab, und bezeugte ihnen sein Vergnügen, daß man sich nicht mit dem Kaiser in eine Vereinigung eingelassen habe; versicherte hingegen, die Verbindung, in der er noch mit den Eidgenossen stehe, immerhin getreulich zu halten, und daß er sich zu ihnen versehe, daß sie dieselbe eben so treu beobachten werden. Die Antwort war eine gefällige ehrerbietige Zusicherung, den hohen Wünschen des Königs zu entsprechen.

Noch eine andere Gesandtschaft sandte dieser König später im Jahr an die Eidgenossen, und zeigte ihnen die Vermählung seiner Tochter an, die er mit vielem Vergnügen eröffnen ließ; dann bezeugt er wiederholt sein Vergnügen darüber, daß man das Ansuchen des Kaisers so weislich, wie im vorigen Jahr, auch dermal abgelehnt habe; das werde ihm ein beständiger Antrieb seyn, seine Verbindungen desto treuer gegen die Eidgenossen zu beobachten. — Dann ist das Gewicht auffallend, das der König auf ein Gerücht legt, das herumgehen soll, als wenn er dem Herzog von Savoyen gegen das Land Wallis und den Bischof daselbst Hülf und Beystand geleistet

hätte, und daß er diesem Gerücht feyerlich vor den Eidgenossen widerspricht, gleichsam als ob es auf diesen Wege dem Bischof kundwerden sollte. — Ob daher, oder aus einem andern Benehmen des Königs, der unauslöschliche Haß entstanden sey, ungeachtet der Bischof der beliebte Vermittler von Arona war, kann ich nicht bestimmen.

Was dem König Ludwig von Frankreich einen begründeten Vorwurf zuzog, und das Zutrauen schwächte, war das immerwährende Locken und Treiben der raschen eidgenössischen Jugend in seinen Dienst. So kamen um diese Zeit jämmerliche Nachrichten derer, die nach Neapel gezogen waren, hernach zum Dienst auf dem Meer gebraucht, und daselbst gefangen und in die Sklaverey gebracht worden. Man schrieb dem König mit Angelegenheit zu, daß er die in seinem Dienst so in Schand und Schaden gebrachten erledigen, und dieses immerwährende Zuziehen der kriegerischen Jugend unterlassen möchte. Freylich war das der Fehler der Untergeordneten, die, auch wider seinen Willen, das so traurige Gewerbe trieben.

Von dem Kaiser Maximilian erhielten die Eidgenossen auch eine ansehnliche Botschaft, die jedem Stand eine Abschrift ihrer Verhaltungsbefehle zustellte, wobey aber der Erfolg nicht erwünscht war. Aber erst im Spätjahr ward eine allgemeine Tagsatzung nach Einsiedeln ausgeschrieben, wohin eine noch ansehnlichere Botschaft des Kaisers kam; da ersuchte man die Eidgenossen für eine Vereinigung

auf vierzig Jahre mit dem Kaiser und seinem Sohne, König Philipp, oder gar mit seinen Enkeln für beyde Häuser Oesterreich und Burgund, und für 6000 Mann Zuzug gegen jedermann, den heiligen Stuhl und das römische Reich ausgenommen; trug dabey wichtige Pensionen an, und verhieß Schutz und Hülfe gegen jedermann, der die Eidgenossen wegen dieser Vereinigung anfallen und bekriegen würde. Man bat sich darüber gewichtige Berathung aus, und verhieß gerade Anfangs folgenden Jahres die Antwort zu geben.

Auch der König von Sicilien, Herzog Reinhard von Lothringen, erhielt auf einem darüber angesetzten Tage, auf sein Ansuchen einer ewigen Bündniß, die Antwort, mit Ablehnung einer solchen Verbindung: „Mit Frankreich seyen den Eidgenossen die Hände „nicht frey; und könnte man leicht durch eine solche „neue Verbindung Unannehmlichkeiten sich zuziehen. „Auch mit dem Kaiser könnten wir darüber leicht in „Verlegenheit gerathen; deswegen sey man in dem „Fall, der alten Freundschaft unvergessen, dennoch „nicht entsprechen zu können." Die ehemalige Erscheinung den Eidgenossen zu seiner Hülfe, war ein Werk der beyden Theilen gleich gegenwärtigen Noth, ohne Ruf und ohne einigen Vertrag — damals wurde sie schnell ausgeführt; jetzt war die Noth nicht vorhanden, und Klugheit rieth anstatt der Noth.

Da es den Eidgenossen einmal gelungen war, die dem Pfalzgraf am Rhein zugelaufenen Krieger (so weit drang dieser Trieb aus Mangel an anderm Kampfe)

mit Ernst zurückzubringen, machte das den Ständen Ehre, und zog ihnen den Dank des Herzogs von Würtemberg im Namen und aus Auftrag der hohen Fürsten von Baiern zu. Diese erhabenen Fürsten, die sich unterdessen mit dem Pfalzgrafen ausgesöhnt hatten, empfanden den Werth dieser Zurückrufung in vollem Maaße.

Siebenzehntes Buch.

Nun fingen die Jahre der Eidgenossen an, unruhiger zu werden, und die Veränderung der Lage des Königs in Frankreich, die er vor zwey Jahren mit einer vorahnenden Empfindung besorgte, trat jetzt ein, aber nicht ohne seine Schuld, da er einen Zug nach Genua machte, und diese wichtige Stadt wegnahm; da erwachte der Kaiser zu einem mächtigen Zorn auf, den er gegen den König und die Eidgenossen, die ihm Hülfe gegeben hatten, auf den Tagen derselben ausgoß. Hierauf entstand ein ernstlicher Zweykampf von den Botschaftern dieser beyden Mächte, nicht zwar gegen einander, aber doch beyder vor den Eidgenossen, die dadurch mächtig gedrängt waren, da man nicht nur von beyden Seiten Hülfe foderte, sondern da die Mächte einander strenge und oft ungegründete Vorwürfe machten, woraus denn noch bedenklichere Folgen entstanden.

Wir begnügen uns jetzt, das Wesentliche dieser Vorstellungen, wie die Tage auf einander folgen, anzuführen.

Am 7. Jänner erschienen die kaiserlichen Gesandten nach getroffener Abrede, die Antwort auf ihren

zu Einsiedeln vorigen Jahrs gemachten Vortrag zu erheben. Die Eidgenossen sagten, „daß, so sehr sie „verlangten, dem hohen Haupt des Reichs in dem „gethanen Ansuchen einer Vereinigung zu entsprechen, „es dennoch diesmal nicht möglich sey, weil sie mit „dem König in Frankreich noch für einige Zeit in „Verbindung seyen; wann aber dieselbe ausgelaufen „sey, wollen sie gerne mit dem Kaiser in Unterhand„lung eintreten." Diesen Entschluß nahmen die Botschafter des Kaisers mit Genehmigung an.

Den 23. Hornung erschienen dagegen die Botschafter von dem französischen König, vor den Eidgenossen, und begehrten, daß man in Kraft des noch bestehenden Bundes 4000 Mann Hülfsvölker dem König zusenden wollte. Man befragte sie, wozu der König so viel Volk bedürfe, und sie sagten zuversichtlich, „es sey um die Bewegungen im Mailändischen abzuhal„ten und zu stillen, daß der König diese Völker sehr nö„thig habe; die Stände mögen selbst diese Werbung an„ordnen, Hauptleute und andere Führer bestellen, und „die Völker werden auch niemals wider den heiligen „Stuhl, noch das römische Reich, noch zu keinem „weitern Krieg gebraucht werden, vielweniger andere „unrechtmäßig nachlaufende Krieger angenommen wer„den, welches man ernstlich wie immer untersagte." — Auf diese Bedingung hin wurde die Ueberlassung der 4000 Mann bewilliget.

Als der Kaiser diesen Entschluß und dessen Ausführung vernahm, ward er zornig über die Eidgenossen, und zögerte nicht, einen drohenden Brief an einen jeden Stand insbesondere abgehen zu lassen, und

ihnen diese Hülfe zu einem ungerechten Unternehmen, und ihre geringe Betrachtung, so sie gegen das Reich und dessen Oberhaupt bezeigen, zuwider den Verbindungen, in denen sie mit demselben stehen, ernstlich vorzuhalten; er wandte sich auch an den Freyherrn Ulrich von Sax, schrieb ihm noch kräftiger, und drohte mit dem Krieg, weil er wußte, daß der Freyherr diese Zuschrift den Eidgenossen nicht vorenthalten werde, welches auch wirklich erfolgte; dann lud er sie alle nach Baden ein, wo seine Botschafter mit ihnen das mehrere verhandeln würden.

Die von dem mächtigen Unwillen des Kaisers betroffenen Eidgenossen versammelten sich vorher noch zu Luzern, und da sie sich ihre Empfindungen darüber nicht verhielten, einen kaum befriedigten mächtigen Feind wieder entstehen zu sehen, ermahneten sie einander zur Uebereinstimmung ihrer Gedanken und zu möglicher Festigkeit und Klugheit.

Zu Baden trugen die kaiserlichen Botschafter in gemäßigtem Ton die unangenehmen Empfindungen des Kaisers vor, und verlangten eine Vereinigung mit ihm und seinem ganzen Hause; dann 6000 Mann zu einem Römerzuge, und daß man die, so dem französischen König dienten, ungesäumt zurückrufe. — Die Eidgenossen baten sich die wichtige Berathschlagung für ihre Obrigkeiten aus; dann aber versprachen sie auf einem angesetzten Tag zu Schafhausen den Entschluß derselben vollständig anzuzeigen. Hernach wurde an einer Vertheidigungsschrift gearbeitet, worinnen sie mit allen Wendungen, welche die Klugheit, Bescheidenheit und Ehrfurcht vor dem hohen Oberhaupt

des Reichs ihnen einflößten, alle Mühe anwandten, sich zu entschuldigen, ihre Dienste, und die Treue, die sie dem H. Reich und dessen erhabenen Oberhäuptern, je nach den Verhältnissen, in welche sie diese hohe Monarchen selbst versetzt hatten, willig geleistet hätten, vorstellten, und deswegen auch von vielen hohen Vorfahren des Kaisers mit vieler Huld und Gnade angesehen wurden, welche sie auch nie verschuldet zu haben glaubten, sondern vielmehr um die gleiche Fortsetzung baten. Alles mit mehreren und weit ausgedehnteren Worten.

Dann erschien im October noch eine ansehnliche Gesandtschaft aus Frankreich, die sich über verschiedene ausgestreute Reden beschwerte, die von den Kaiserlichen herrühren, und alle die hämische Absicht hätten, dem König nachtheilige Gesinnungen beyzumessen, und demselben die Freundschaft der Eidgenossen zu entziehen, wobey sie offenbar zeigten, daß der Kaiser feindselige Absichten gegen Mailand unterhalte; deswegen ersuchen sie im Namen des Königs, dem Widrigen, das man über seine Majestät ausstreue, keinen Glauben beyzumessen, sondern vielmehr die alte Freundschaft zu bestätigen und zu erneuern, und das Bündniß wieder auf 10 Jahr oder auf Lebenszeit des Königs und 3 Jahre darüber von neuem zu bestätigen.

Die Eidgenossen baten sich über diesen neuen Antrag die nähere Berathschlagung aus, und versicherten, daß man die alte Freundschaft nie vergessen werde, die zwischen beyden Nationen immer vorgewaltet habe.

Eine spätere Botschaft des Königs in Frankreich

zeuget von einer zunehmenden Erbitterung, die bald in Thätlichkeit auszubrechen schien; sie verlangte, daß man dem Kaiser keine Krieger zulaufen lasse, oder andere, die von des Königs Dienst abfielen, den Kaiserlichen aufzunehmen gestatte.

Je mehr der Sturm loszubrechen schien, desto mehr wollte der König gerne sich an die Eidgenossen lehnen; allein die selbst gemachte Veränderung vermittelst der neuen Eroberung und die Furcht vor dem Kaiser machte die Neigung gegen den König, die ohnehin nicht allgemein war, ein wenig wanken, und foderte ihre Klugheit auf, bey diesem Zweykampf ihre Schritte sorgfältig abzumessen. So entstanden noch mehrere Tagsatzungen, deren Inhalt meist dahin ging, von Seite des Kaisers seinen Römerzug mit einem starken Zuzug Mannschaft zu begleiten, wie die Väter der Eidgenossen solches vielmal gethan, und dem König in Frankreich die zugelaufenen Krieger zu entziehen; von Seiten des Königs hinwieder, im Fall der Noth, ihm Hülfe zu gestatten, und die Truppen, so jetzt in seinem Dienste wären, daselbst bleiben zu lassen.

Endlich gelang es den Eidgenossen, dem Kaiser nach Kaufbeuern eine befriedigende Antwort über den Römerzug zu fertigen, die auch dem König in Frankreich nicht mißfiel.

Noch soll ich den Abschied von Constanz in seinem wesentlichen Inhalt beyfügen, der aber mehr ein Aufsatz von den Eidgenossen zu ihrer Notiz, als ein abgehandelter Vertrag zu seyn scheint, und das Verhandelte auf einer Reichsversammlung des Kaisers

darstellt. Derselbe enthält nur die Punkte, wie sie auf einander folgen.

1. Wird angerühmt die große Ehre, die der Kaiser ihnen beym Empfang, und auch in der hohen Gegenwart von Churfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs gnädig und günstig erwiesen u. s. f. Man werde das niemals vergessen. — Das ist eine mildere Sprache, als die bey der erhaltenen Zuschrift im März.

2. Wird mit Wohlgefallen angesehen, daß man gerade von Schafhausen aus die Krieger, die dem König von Frankreich in Italien zugelaufen waren, mit Ernst zurückberufen habe. Großmuth war doch immer der erhabene und nie ausgeloschene Zug in dem großen Charakter des Kaisers.

3. Wird der Römerzug, den der Kaiser vorhabe, förmlich angezeigt, und daß Se. Majestät verhoffe, die Eidgenossen werden dabey, wie ihre Vorfahren, mit zahlreicher Mannschaft erscheinen. — Es ist zwar von Antwort darüber keine Rede, die aber vielleicht schon vorher gegeben worden.

4. Es ist von den Churfürsten, Fürsten und Ständen des Reichs mit einnehmender Freundlichkeit das Gleiche verlangt worden, wie das der Abscheid von Schafhausen bezeuget. — Die Zustimmung der höhern Mitglieder des Reichs ist dem Kaiser angenehm, und giebt seinem Ansuchen Nachdruck.

5. Ist vor dem Kaiser und den Anwälden des Reichs verhandelt worden, daß es zur Beförderung deutscher Nation des H. Römischen Reichs, und vor allem aus zu Gottes Lob und Ehre diene, wenn das

H. Reich mit uns in solche Gestalt und Mittel gebracht würde, daß es uns allen zu größerer Ruh und Frieden gereiche. Zu dem Ende hin wurde einem jeden Gesandten eine Schrift zugestellt, die diesen Gedanken noch weiter ausführte; und darüber wurden die Eidgenossen aufgefodert, es ihren Obrigkeiten zu hinterbringen, und Antwort darüber zu geben. Ferner wurde ihnen eingeschärft, dem König in Frankreich keine Völker zulaufen zu lassen; und darauf wird dem Landvogt im Thurgau, und denen Ständen, die unter ihren Angehörigen solche Antriebe zu fremden Diensten haben, aufgetragen, diese Triebe mit Ernst zu untersagen. — Der erste Satz in diesem Punkt ist des Kaisers lange schon genährter Traum; und das zweyte Begehren spricht milder seinen vorigen Zorn aus.

6. Hat der Kaiser den Abscheid oder die ihm von Schafhausen zugesandte Vertheidigungsschrift wohl aufgenommen und verdankt, und deswegen die Eidgenossen, wegen einem Vertrag mit dem deutschen Reich nachzudenken, aufgefodert, und einen Tag gesetzt, wo man mit den KK. Räthen darüber eintreten könnte. Milde Vorstellungen machen immer erwünschten Eindruck, lindern den Zorn der Großen, und wecken angenehme Empfindungen, wenn sie auch nie zu Thaten werden.

7. Weil nicht die Abgesandten aller Stände gegenwärtig waren, soll man den Abwesenden anzeigen, daß sie auch ihre Krieger nicht zum König von Frankreich nach Italien hinlaufen lassen, und die sich daselbst befindenden zurückrufen; wenn das nicht geschähe,

würde sie der Kaiser selbst abfodern. Auch würde dieß den deutschen Fürsten des H. Reichs mißfällig seyn. — Das war doch das Wichtigste, welches man den abwesenden Ständen hinterbringen sollte, und zeugte von dem Werth unsrer Nervenkraft.

8. Verheißen die eidgenössischen Gesandten den übrigen Ständen das Angehörte zu hinterbringen und zu verhüten, daß Se. Majestät sich nicht zu beschweren habe.

Dann sind noch zwey Punkte in diesem Abschied, welche besondere fremde Personen betreffen, über deren Angelegenheiten ich nie eingetreten bin, und es auch jetzt unterlasse, weil die Verhandlungen darüber zu weitläuftig sind.

Im übrigen ist der Abschied weder mit dem Tag bezeichnet, noch mit einer andern Unterschrift oder Versicherung begleitet.

(1508.) In diesem Jahr machten die gleichen feindlichen Mächte, die schon einige Zeit gegen einander standen, den Eidgenossen unruhige Zeiten und große Mühe. Der Kaiser foderte immer noch von den Eidgenossen Völker zu seinem Römerzuge, und Frankreich wandte die gewohnten Künste an, eine Zahl Krieger ohne Erlaubniß an sich zu ziehen, wo hinwieder der Kaiser darauf bestand, dieselben wieder zurückzurufen. Endlich vereinigten sich diese erbitterten Staaten mit einander, den Freystaat Venedig, der durch Klugheit und abgemessenes Zudringen zur günstigen Zeit einen großen Wohlstand, doch nicht immer auf dem geradesten Wege erworben, zu züchtigen, mit Zuzug noch anderer Mächte, was damals eine

weit verbreitete Lehre für die Freystaaten war, mit bescheidener Zufriedenheit und unverwandter Treue seinen mäßigen Wohlstand zu bewahren.

In den ersten Tagen dieses Jahrs schon erschien bey den Eidgenossen eine Gesandtschaft von Frankreich, über des Kaisers Bereitschaft zum Krieg, davon der König sichere Kunde habe, vertraute Nachricht zu geben, um nach dem Inhalt des Bündnisses die daher zu erwartende Hülfe und den Zuzug von den Eidgenossen zu begehren. Sie antworteten: „Da noch keine Gewißheit vorhanden, daß die Anstalten des Kaisers Ernst seyen, oder den König betreffen werden, und vielleicht die Absicht auf Venedig sey, so könnten sie sich jetzt schon zu einer Hülfe nicht entschließen; wenn aber offenbar der König in seinen Landen angegriffen werden sollte, so werden sie nach Anleitung des Bundes ihm Hülfe getreulich leisten."

Nicht lange nachher kamen auch Abgesandte des Kaisers bey den Eidgenossen an, ihren Entschluß wegen des Römerzuges, den der Kaiser vorhabe, zu vernehmen. Hierauf wurde den Botschaftern eine Urkunde unter dem Namen eines Abschieds nach vorhergegangener Berathung zugestellt, die damit anfängt:

Wir die Abgesandten rc.

und von dem Stadtschreiber von Alliken unterschrieben ist.

Darin bezeugen hiermit die Abgesandten, „daß die Eidgenossen bey diesem Zug still sitzen und unbemüht seyn werden, doch so, daß der Kaiser auf seinem Zug den König von Frankreich im Mailändischen nicht angreife. Denn in einem solchen Falle

müßten die Eidgenossen nach ihrer Bundespflicht demselben helfen. Sollte aber der Kaiser dort oder anderswo angegriffen werden, so würden sie das sehr ungern vernehmen, und niemand dabey haben und wissen wollen, damit sie ihren redlichen Willen gegen Jedermann und ihre Liebe zum Frieden offenbar zeigen."

So lautet diese Urkunde, die ohne Anzeige des Tags, ohne weitere Bekräftigung, nur von dem Stadtschreiber zu Luzern unterschrieben ist.

Indessen hatte der Kaiser seinen Römerzug angetreten, oder wo er sonst hinzielte. Von Venedig verlangte er den Durchmarsch. Dieß wurde ihm von dem Freystaat abgeschlagen, welches seinen Zug verhinderte. Hierauf kehrte er mit seinem Heer wieder in seine Länder zurück. Aus allem ergibt sich, daß auch um diese Zeit bey aufgebrochenem Zug des Kaisers die vielleicht schon bereitete Schaar unerlaubter Krieger dem König in Frankreich zugeeilt sey. Der Mißbrauch ihrer Völker erbitterte die Eidgenossen. Sie warfen dieß den französischen Gesandten mit unverhohlener Härte vor, die sich mit einbrechender Noth entschuldigten. Solche Mißbräuche zu verhindern, sollte man auf jeden Fall an jedem Orte eine Zahl Hülfsvölker bereit halten, die bey dringendem Bedürfnisse nach dem Bunde eilende Hülfe leisten könnten. Der Eifer der Eidgenossen ging so weit, daß sie nicht nur die weggelaufenen Krieger bey ihren Eiden wieder zurückforderten, sondern hernach das Bündniß einsehen, die dadurch aufgenommene Verbindlichkeit prüfen, und sich zu dem entschließen wollten, was die Untersuchung mitbringen werde.

Um diese Zeit erschien eine Botschaft des Kaisers vor den Eidgenossen, und beschwerte sich sehr im Namen des hohen Monarchen: Da er doch den Eidgenossen nachgelassen habe, daß sie bey seinem Römerzug stillsitzen mögen, ohne sich bey dieser Feyerlichkeit wie ihre Vorfahren zu verwenden, müsse er nun mit großem Mißvergnügen vernehmen, daß eidgenössisches Kriegsvolk Frankreich zugestürmt sey, wodurch sein Zug nach Venedig verhindert wurde. Deswegen verlangen sie im Namen des Kaisers, daß dieses Volk, so wider Eid und Ordnung gehandelt, ungesäumt mit Ernst zurückgerufen werde. Dieses alles wurde bey einem zweyten Tag, der zu Einsiedeln gehalten wurde, noch mehr anbefohlen, und die Erfüllung der anverlangten Rückkehr der Völker mit der Zustimmung ihrer Obrigkeiten von neuem versichert.

Diese ernsthaften Vorstellungen des Kaisers machten den schon gefaßten Entschluß noch dringender, die hingestürzten Krieger zu Frankreichs ungerechtem Benehmen mit allem Ernst abzurufen, und jeder Obrigkeit aufzutragen, die Ihrigen mit eigenen Aufforderungen dazu zu vermögen. Da uns die Antwort der Hauptleute auf diese Ermahnungen aufbehalten ist und viel Zutrauliches enthält, schriftliche Aeußerungen aber von Kriegern der damaligen Zeit eine Seltenheit sind, so will ich diese Schrift als ein Sittengemählde im Wesentlichen anführen.

„Sie beziehen sich zuerst auf den Abschied zu „Luzern, wo dem König verheißen wurde, wann er „angegriffen sey, ihm Hülfe zu leisten. Da nun das „Gerücht ergangen, seyen sie losgebrochen, dem König

„nach dem gesiegelten Bund die Hülfe zu leisten. Man „habe sie heimweisen, aber dem Kaiser zuführen wol„len. Dazu haben sie sich aber nicht entschließen „können. Nun aber seyen sie in einer guten Lage zu „Piazenz, wohl gehalten und besoldet. Es thäte ihnen „weh, wann der Kaiser um ihretwillen dem Vater„land übel begegnete. Sie haben deswegen den Brief „dem Grand-maître gezeigt. Dieser habe sie ge„tröstet, es geschehe deswegen nichts Böses, und „wann der Kaiser etwas thun wollte, so würde das „der König nicht leiden, und ungesäumt ihrem Vater„land Hülfe leisten. Sie haben auch den Brief der „ganzen Gemeind (dem ganzen Corps) vorlesen lassen, „und diese habe befunden, es wäre nicht billig, auf „bloße Drohung des Kaisers ihren König zu ver„lassen und sie demselben zu entziehen. Sie bitten „deswegen, auf den Abschied von Luzern hin, dem „König als Bundesgenossen nach dem gesiegelten „Bunde Hülfe zu leisten. Sie hoffen, man werde „sie in Gnaden für entschuldigt halten. Sie wollen „sich immerhin als fromme, treue Eidgenossen bezei„gen, und diese Gnade mit Leib und Gut in allen „Fällen vergelten."

Geben und mit unsers Obristen Siegel verwahrt den 15. März 1508.

Die Hauptleute der Eidgenossenschaft,
jetzt im Sold und Dienst des Französischen
Königs.

Eine Gesandtschaft von Frankreich, die auf einem Tag um diese Zeit vor den Eidgenossen erschienen war, foderte einen großen Zuzug nach dem Inhalt

des Bündnisses bey einbrechender Gefahr vor des Kaisers feindlichen Anfällen, und entschuldigte sich wegen Zurückhaltung der dem König zugezogenen Krieger: Sie seyen wegen scharfer Verlegung der Päße an der Rückkehr verhindert worden. Auch seyen sie zufrieden mit ihrem Dienst. Dann wäre es doch nöthig, einige Punkte aus den Capiteln in das Deutsche zu übersetzen, und darüber in Berathung einzutreten. Auf dieses zudringliche Ansuchen und diese schwachen Entschuldigungen wurden die Eidgenossen nicht wenig aufgebracht, so daß sie unter sich entschlossen, es sollte sich jeder Stand innerhalb acht Tagen erklären, ob man die französischen Gesandten noch länger in dem Land lassen wollte. Dann drang man näher auf die Rückkehr der Zugelaufenen, und eine neue Hülfe versagte man mit Heftigkeit. Die Erklärungen der verschiedenen Stände finden sich in einer Urkunde. Die Städte waren meistens milder für Frankreich und die Entlassung der daherigen Abgesandten. Nur Glarus stimmte ihnen bey. Die übrigen demokratischen Stände wollten das Geleit den französischen Gesandten versagen, und waren nicht ungeneigt, den Kaiser auf seinem Römerzug nach Erfordern mit ihren Völkern zu begleiten. Wer war in diesen Zeiten fehlerlos? Der Kaiser wollte in einem verstellten Römerzug Mailand zu erobern trachten; Frankreich wandte alle Künste an, eine große Zahl unerlaubter Krieger an sich zu ziehen, und hielt sie nach feyerlicher Abrufung der Obrigkeit dennoch zurück. Die Eidgenossen konnten und wollten die abtrünnigen Krieger nicht gehorsam machen, und diese

gaben sich das Ansehen, als wenn sie mit ihrem beharrlichen Ungehorsam gesiegelte Bündnisse erfüllten. Vermuthlich haben die französischen Gesandten dennoch ihre Abreise ungehindert machen können, und die Mächte hatten mit ihren Absichten auf Venedig genug zu thun, ohne daß die Eidgenossen weiter bemüht wurden.

Der Herzog Ulrich von Würtemberg, der den Eidgenossen in der Folge der Zeit näher bekannt wurde, foderte durch seine abgesandten Räthe die Verlängerung und Bestätigung des Verständnisses, das zwischen dem Herzog und den Eidgenossen schon längst aufgenommen war und noch einige Jahre dauerte. Die Eidgenossen, eingedenk der freundschaftlichen Gewogenheit, die sie von den hohen Fürsten dieses Hauses erhalten, und durch ihre gegenseitigen Gesinnungen immer vergolten hatten, fanden demnach bey dem vierjährigen Bestand dieser Verbindung nicht nöthig, jetzt schon an eine Verlängerung zu denken, da sie gesinnt seyen, die noch bestehenden Verbindungen treulich und mit Vergnügen in jedem Fall zu halten. Die würtembergischen Räthe fanden zwar diese Gesinnungen sehr erwünscht, verlangten aber dennoch einen frühern Entschluß über diesen Gegenstand. Wenn es aber den Eidgenossen gefällig wäre, so wolle man gerne warten, in diese Verlängerung einzutreten. — Es schien, als ob die Verbindung mit andern Staaten ihnen diese neue Bestätigung wünschbar machte.

Noch sind einige Gegenstände zu bemerken, die

auf den religiösen Zustand der Eidgenossenschaft und die nahe Veränderung desselben Einfluß hatten.

Der Bischof von Constanz, den der Kaiser zum Beytrag an den Römerzug aufgefodert hatte, wollte sich durch eine der eidgenössischen Priesterschaft, die unter seiner Aufsicht stand, auferlegte Steuer erhohlen, wie dieses vor einigen Jahren schon versucht ward, aber durch der Eidgenossen Einwirkung verhindert wurde. Dießmal blieb man auch bey diesen Grundsätzen stehen, und schrieb dem Bischof, sich auf das vorige Beyspiel beziehend, zu, daß man eine solche Steuer zu einer Sache, die das Reich betreffe, nicht gestatten werde.

Hätte der h. Stuhl sich vorgenommen, anstatt schwacher, unberichteter Priester weise, tugendhafte und fromme Lehrer in die Gemeinden der Eidgenossenschaft hinzupflanzen und zu ihrem Heil zu schicken, so wären bey guter Absicht die schwächern einer Art von Kränkung unterworfen worden, wenn man sie nicht auch besorgt hätte. Aber da der Pabst mit seiner Macht schlechte, verwerfliche Leute zu Priestern in die Eidgenossenschaft sandte, (man hieß sie Curtisanen, weil sie von einem Hof begünstigt waren) die Gemeinden zu besorgen, und die bisher angestellten Priester verdrängt wurden, so war dieß ein großes Unrecht, das man den Gemeinden und ihren bisherigen Lehrern zufügte. Deswegen widersetzten sich die Eidgenossen und wollten dergleichen Verpflanzungen in ihren Ländern nicht leiden.

Je zuverläßiger die Kunde von der so drohenden Verbindung vier hoher Mächte gegen den stolzen Frey-

staat Venedig sich auszubreiten begann, desto schre=ckender war der Eindruck, den diese wichtige Unter=nehmung auf alle Staaten und schwächere Völker von ähnlicher freyer Verfassung machte. Auch die Eid=genossen blieben von diesem Gefühl nicht unberührt, da ihnen sonst gern hämische Gerüchte entgegen rausch=ten, und ließen sich auch unterweilen von solchen Sor=gen zwar nicht überwältigen, aber konnten sie doch auch nicht ganz entfernen.

Das gab dann Anlaß zu einer Vorsorge, die sie sonst doch nicht beym Ausbruch eines jeden Kriegs genommen hatten, besondere Rücksicht auf ihre An=gehörigen zu richten, daß sie nicht nach ihrer Be=gierde in diesen Krieg hinlaufen. Aber anstatt die jetzt noch unerlaubt Abwesenden mit Ernst und drin=gend rührenden Anstalten zuerst heim zu bringen und außer Schuld zu setzen, und dann den weitern Aus=bruch kräftiger zu verhüten, machten sie, was auch vorher schon ohne Frucht geschehen war, eine der schärfsten Verordnungen, in welcher den Gemeinen Verlust des Vaterlandes und ihrer Habe zu Theil werden, Hauptleute, Leuttiner (dieses Wort kommt hier zum ersten Male vor), Fenner und Aufwiegler (so stehen sie in diesem Entwurf nach einander) mit dem Tode bestraft werden, und kein Stand von die=ser Verordnung abweichen sollten. Aber es zeigten sich bald ungleiche Gedanken und Abweichungen, so daß diese Verordnung nie zu Stand kam.

Der gute König Ludwig in Frankreich versäumte nicht, jetzt zum zweyten Male (denn vorher geschah es auch in solchen Umständen), die Eidgenossen über

das ungute Gerücht, als ob sie auch etwas bey der Verbindung der hohen Mächte zu besorgen hätten, zu beruhigen. Da nun der Bischof von Rheims mit seinen Gefährten im vorigen Jahre nicht so milde entlassen wurde, so wagte es der König nicht, einen Gesandten von seinem Hof zu senden, sondern wählte einen einheimischen, angesehenen, geistlichen Herrn, den Bischof von Lausanne, diesen Auftrag den Eidgenossen zu übergeben. Dieser bezeugte vor allem aus, daß die Verbindung der hohen Mächte nicht die geringste Rücksicht oder Gefahr für die Eidgenossen hätte. Sie können darüber sich beruhigen und versichert seyn, daß die Freundschaft und Treue des Königs gegen die Eidgenossen immerdar gleich wie bisher bleiben werde. Dann aber zeigte er auch an, daß das Bündniß des Königs mit den Eidgenossen bald zu Ende sey; daher wäre ihm nichts angelegener, als dasselbe wieder zu erneuern und zu bestätigen. Dazu fügte noch der König ein eigenhändiges Schreiben an die Eidgenossen, das der Gesandte übergab, in welchem er noch kräftiger dem Gerücht widersprach, die alte Freundschaft zwischen beyden Nationen, die ihnen so ersprießlich gewesen, von neuem bezeugte, und auch wegen Bellenz (wofür die Eidgenossen auch in Sorge standen) alle Sicherheit gab; dabey aber den Wunsch zur Erneuerung des Bündnisses mit allem möglichen Nachdruck aussprach. Aber der kluge Minister Amboise, der den König zur Mäßigung leitete, ließ, anstatt den vorigen Bund einfach zu erneuern, wie es der König beym Antritt seiner Regierung mit dem Bündniß seiner Vorfahren gethan hatte, und an demselben einige

Zusätze, wenn es nöthig wäre, beyzufügen, durch den Bischof von Lausanne einen ganz neuen Entwurf zu einem solchen Bündniß vorlegen, was den Eidgenossen schon auffallend war. Dem neuen Entwurf fehlte nichts, was die Begierde nach Geld befriedigen konnte, und sogar der Sold von allen Arten von Kriegern. Aber der Bund umfaßte alle jetzigen Besitzungen und Länder des Königs. Die Hülfe der Eidgenossen war beynahe unbeschränkt dem Willen des Königs überlassen, und Angriff sowohl als Vertheidigung gegen jedermann vorbehalten, so daß die allzuharte Abfassung des Entwurfs und die Erbitterung wegen zurückgehaltener Krieger dazu beytrug, den Entwurf, obgleich noch von Verminderung oder Vermehrung darin die Rede war, beynahe offen von der Hand zu weisen.

Aber der König ließ sichs nicht verdrießen, wandte sich noch einmal an die Eidgenossen, und ließ durch den Bischof von Lausanne und einen vom König abgeordneten Gefährten desselben (wahrscheinlich hatten die Eidgenossen dieses gestattet) den Vortrag thun und die Versicherungen alle wiederholen, vermehren und verstärken, die er wegen der unbegründeten Sorge über des Königs unveränderte Huld und Errichtung eines neuen Bundes mit den Eidgenossen schon gethan hatte, und übergab einen Entwurf, der alles Vortheilhafte des vorigen beybehielt, und die Stadt Genua unter den Besitzungen aussetzte, über das Hülfebegehren milder war, seinen Botschaftern freyen Zutritt ohne sicheres Geleit verlangte, und auch bey diesem mildern Aufsatz bey Eintreten in dessen Bera-

thung alle erwünschten Veränderungen, wo immer möglich, einzugehen verhieß. Aber die oft wiederholte und erst neulich versagte Heimweisung der entlaufenen Krieger und die unglückliche Zurückhaltung, da er aber auch ihre Tapferkeit treulich erfahren hatte, entzog ihm allen Willen der Eidgenossen, wenn sie noch bedachten, in wie große Verlegenheit sie das Bündniß des Königs versetzt habe. Dennoch hätte das Andenken an viel treues und fast unerwartetes Nachgeben und Gefälliges, so den Eidgenossen von dem König widerfahren war, den einmal gefaßten Verdruß überwunden, wenn nicht der eigennützige, schlaue Haß und die feindselige Absicht des unwürdigen Besitzers des h. Stuhls, Julius des Zweyten, mit Hülfe des eifrigsten Vertheidigers seiner Absichten, wie noch keiner war, die Gemüther der Eidgenossen von dieser Verbindung abgezogen und zu seinem Willen hingeleitet hätte, wie wir bald vernehmen werden.

War es Wetteifer des Kaisers um die Gunst der Eidgenossen, oder lächelnde Schadenfreude, oder wollte der Kaiser mit dem großen Einverständniß mit dem König in Frankreich prangen, daß er durch eine Gesandtschaft für den König in Frankreich und für sich zweytausend Mann Hülfsvölker von den Eidgenossen verlangte? Seine Gesandten gaben darüber eine Schrift ein, worin dieses Ansuchen unterstützt war. Die Eidgenossen antworteten auch schriftlich: „Der König in Frankreich habe schon mehr von unsern zugelaufenen Leuten, als er verlangen könnte, welche beyden hohen Mächten zum Bedürfniß dienen könnten.“ Vielleicht hatte der Kaiser auch Viele bey sich.

Die Unterhandlung mit dem Pabst hatte einen ganz eigenen Schwung, von allen übrigen ganz abgesondert. Das Ansuchen an die Eidgenossen um ein Bündniß mit dem päbstlichen Stuhl wurde mit viel freundlichen Worten, wie es dem heiligen Vater geziemt, vorgetragen, und zugleich ein Entwurf desselben übergeben. Dieses alles schon zeigte, es möchte vieles daran zum Voraus schon zubereitet seyn, da man zu erkennen gab, daß die Sache keinen Verzug leide. Sobald der Legat seine Sache vorgetragen hatte, reiste er sogleich in die Orte, suchte mit guten Worten und anderm Angenehmen Hauptleute und Krieger zu werben, und ließ einen Secretär bey der Tagsatzung zurück. Das ist die aus den Abschieden selbst gezogene Nachricht, wo der Unwille darüber sich sichtbar zeigt. Und doch nahmen die Eidgenossen den Antrag, dessen Ausübung so voreilig war, zum Hinterbringen an. Die Antwort fiel so aus auf dem nächsten Tag, daß nur wenige Stände ihren Bundesantheil für dreytausend Mann überlassen, aber nicht gestatten wollten, daß andere noch zulaufen. Die mehreren Stände bewilligten beyde Arten von Volksausbruch. Andere wollten sich dem fügen, was die meisten thaten. So wurden während der Unterhandlung einige Tausend Mann gesammelt, die dem Pabst zuliefen. Der Legat läugnete es auch nicht. Das Entwerfen des Bundes und die Ausarbeitung der Punkte betrieb er nicht, und verschob solches bis auf das nächste Jahr. Er dankte für das, was noch nicht so zusaglich ausgesprochen war, weil er der Hauptsache sich schon versichert hatte. Also ward der vollkommen

vollendete Schluß und die Ausfertigung der Urkunde auf das folgende Jahr verspart.

So entzog man sich dem König, so ergab man sich dem heiligen Stuhl ohne Umsicht.

Es erschien auch von der gedrängten Herrschaft Venedig eine Gesandtschaft vor den Eidgenossen, ein Bündniß mit denselben zu unterhandeln. Diese hatte den Auftrag, die gegenwärtige Noth ihrer Staaten vorzustellen, und von einem brüderlichen Staatenverein die mögliche Hülfe zu erflehen. Die Eidgenossen empfanden zwar Mitleiden mit diesem Staat, der in so große Verlegenheit gerathen war, aber weiter zu gehen oder einigen thätlichen Antheil zu nehmen, fanden sie sich durch ihre Lage und eingegangenen Verhältnisse außer Stand. Auch seyen sie überzeugt, daß der Staat Venedig so billig sey, die Zuverlässigkeit dieser Gründe einzusehen. Der Abgesandte aber, der nicht von dem größten Ansehen war, eilte nicht weg, unter dem Vorwand, neue Verhaltungsbefehle zu erwarten. Endlich da er vernahm, daß keine Veränderung zu verhoffen wäre, dankte er für die gute Aufnahme und reiste ab.

Der Herzog von Würtemberg wünschte, das Verständniß, das er im Jahr 1500 mit den X. eidgenössischen Ständen auf zwölf Jahre gemacht hatte, schon vor einem Jahr zu erneuern uud auf mehrere Jahre zu verlängern. Damals waren indeß die Eidgenossen, weil der Bestand desselben noch für einige Jahre dauerte, nicht gesinnet zu entsprechen. Jetzt aber, da die Räthe des Herzogs wieder vor den Eidgenossen erschienen, und diese Verlängerung von neuem mit

Angelegenheit suchten, fanden die meisten Stände, besonders in Rücksicht auf den gemeinnützigen Verkehr von Früchten und andern gegenseitigen Erzeugnissen und Bedürfnissen, dasselbe angemessen. Aber Luzern und die Ur-Cantone mit Glarus wollten nicht in die Verlängerung eintreten, versicherten aber, das Verständniß, welches sie eingegangen, so lange es noch bestehe, treulich zu halten. Die übrigen Stände, Zürich, Bern, Zug, Basel, Freyburg, Solothurn und Schafhausen, die zugewandten Orte, das Stift und die Stadt St. Gallen und Appenzell, die sie auffoderten, in diese Vereinigung einzugehen, ließen sich gefallen, das bis in's Jahr 1512 dauernde Verständniß ohne einige Abänderung wörtlich anzunehmen und es auf die folgenden zwölf Jahre bis 1524 in völlige Kraft zu setzen, welches von beyden Theilen genehmigt wurde. Weil aber der Inhalt dieser Urkunde mit der von 1500 gleichlautend ist, so mag es überflüssig seyn, dieselbe hier noch anzuführen.

Sonderbar ist's, daß der Gedanke, die Stadt Constanz mit in die Eidgenossenschaft zu ziehen, so oft aufgebracht wurde, und doch nie in Erfüllung ging.

Man findet in diesem Jahr einen Abschied, wo gemeldet wird, daß Zürich durch seinen Burgermeister (wahrscheinlich nicht aus sich selbst allein) in geheime Unterhandlung mit Constanz eingetreten sey, und dieser Vorsteher den Bericht darüber den Eidgenossen erstattet habe, wo dann beschlossen wurde, diesen Bericht im Geheim den Ständen zu hinterbringen, und an einem andern Tag darüber zu antworten.

Aber im Verfolg findet sich keine weitere Meldung davon. Doch zeigt diese Nachricht, daß bey den Ständen das Andenken an diese Erwerbung nie erlosch.

Merkwürdig ist es, daß in diesem Jahr sowohl mit dem Bischof von Constanz wegen seiner altstiftischen Herrschaften im Thurgau, als mit den Gerichtsherren und Klöstern in der Landgrafschaft, zwey verschiedene weitläufige Verkommnisse von eben demselben Gesandten der beherrschenden Stände mit viel Arbeit und Sachkenntniß und billiger Vertragsamkeit abgefaßt und errichtet wurden, die man so deutlich und einfach aussprach, als sie es waren, und dennoch in der Folge den Zwisten nicht vorkommen konnten, welche die streitlustigen und auf ihre Rechte allzu eifersüchtigen Mönche und müßigen Landsässen immer zu erregen wußten.

(1510.) Mit einem fürstlichen Aufzug und Empfang, durch ein Breve von dem Pabst zu einem Legaten des heiligen Stuhls bey den Eidgenossen erklärt, und mit einer Vollmacht zum Schlusse eines Bundes mit den Eidgenossen ausgerüstet, erschien der Cardinal, damals noch Bischof zu Sitten, sein schon zubereitetes Werk eines Bündnisses mit den XII. Orten der Eidgenossenschaft und dem Land Wallis zu vollenden.

Das Bündniß selbst, wie es vom Pabst Julius II. ausgestellt ist, enthält in dem Eingange, der gewöhnlich die Ursache der Vereinigung dargibt, und im Beschluß, der die Festhaltung der vorgeschriebenen Punkte feyerlichst versichert, die schuldige Verehrung des h. Stuhls, des dermaligen h. Verwesers desselben, der h. Kirche und der ganzen Christenheit und den Ruhm

dieser frommen Gesinnungen bey den Vorfahren und den bisherigen Beherrschern der Eidgenossenschaft in einer solchen Wortfülle, daß sie kaum zu erschöpfen und zu übersehen ist, und sogar in die Punkte selbst einfließt. Jeder derselben ist mit einer scharfen Umsicht zur möglichsten Deutlichkeit abgefaßt. Wir aber führen nur das Wesentliche davon mit einigen Bemerkungen nach unserer Gewohnheit an.

1. „Begehrt Se. Heiligkeit, daß die Eidgenossen „in Folge ihrer frommen Vorfahren, als gute, gehorsame Söhne der Kirche zu Sr. Heiligkeit Person, „der Kirche und allen ihren Städten, Landen, Leuten, Schlössern ein treues Aufsehen halten und gegen alle und jede, so Sr. Heiligkeit Person, der h. „Kirche und ihren Behörden Drang und Abbruch „thun, Beystand leisten." — Die Leistung der Hülfe gegen jedermann, niemand ausgenommen, fällt ein wenig auf, und die hier zugesagte Hülfe ist in manchem Bündniß nicht stärker ausgedrückt.

2. Aber in diesem Bund verlangt man noch mehr: „Wann es sich fügte (heißt es weiter), daß jemand „den h. Vater, oder die h. Kirche selbst in ihren Ländern und ihre Leute so drängen würde, daß die „Hülfe der Eidgenossen nöthig wäre, soll man dem h. „Stuhl in Ordnung zuziehen mit 6000 Mann zu „Rettung und Schirmung desselben, und nicht weiter, sofern die Eidgenossen nicht in eignen Kriegen „begriffen sind. In diesem Fall mag man sie zurückhalten, wenn sie nicht schon angestellt sind, und, „wenn sie schon in seinem Dienst, müssen sie der „Abrufung folgen." — Zu bemerken ist die alleinige

Beschützung der Lande und Leute, und nicht weiter. Dieses hatte hernach einmal großen Anstand gegeben.

3. „Die Eidgenossen sollen, so lange diese Ver„einigung währt, mit keiner andern Macht, wer diese „immer sey, die dem Pabst und der h. Kirche wider„wärtig sey, wenn sie selbst oder durch Andere Ueber„drang verschaffe, niemals einige Verbindung eingehen, „sondern sich derselben enthalten, wann sie der h. Va„ter darüber berichten würde." — Bisher war es den Staaten überlassen, selbst zu betrachten, ob eine Verbindung ihren vorigen Verhältnissen Abbruch thue oder nicht. Dieses Recht der Eidgenossen scheint hier eingeschränkt zu seyn.

4. „Anerbietet sich der h. Vater, die Eidgenossen „als gehorsame Söhne der Kirche zu schirmen, und „keine Verbindung einzugehen, die nicht dieselben mit „einschließe, auch bey etwa entstehenden Kriegen kei„nen Frieden zu machen, ohne daß sie in demselben „mit eingeschlossen seyen." — Dieses sollte der Gegensatz mit dem vorigen Punkte seyn; aber es räumt nur Ehre und einen kleinen Vorzug ein.

5. „Wann die Eidgenossen an ihrem Leib, ihren „Gütern, Landen und Leuten, von wem das immer „wäre, angegriffen würden, versichert der h. Vater, „dieselben mit dem geistlichen Schwert, Bann und „Fluch zu verfolgen, und ein väterliches Aufsehen „über sie zu haben." — Aber hatte dieser Bann nicht schon damals viel von seiner Schärfe verloren? Und das väterliche Aufsehen, wiegt es die Hülfe von so viel Tausenden auf?

6. „Will der h. Vater, zur Bewährung seiner „väterlichen Treu, über den Lohn, den sie durch „Vollstreckung dieses Bündnisses von Gott erhalten „werden, jedem Stand, so lang diese Vereinigung „währt, jährlich 1000 fl. an Gold oder von gleichem „Werth austheilen lassen; und, wenn etwa einem „Stand Freyheiten mangeln, selbige nach Verlangen „ertheilen." — Sehr ungleich sind die Belohnungen, die hier so leicht zusammengesetzt sind.

7. Dieser Punkt enthält die Bestimmung des Soldes von dem gemeinen Krieger, und wann er angeht, und wie lange er währt, und was sie bey der Rückkehr zu erhalten haben, wo sie gemustert werden. — Der Sold der Hauptleute wird nicht bestimmt. Man bezieht sich darüber auf das Gewohnte. So tritt man in jede kleine Sorgfalt ein.

8. Bestimmung der Bezahlung, daß sie von päbstlichen Statthaltern geschehen soll. — Das scheint einigen Verdacht auf die Hauptleute zu werfen. Zuletzt heißt es: „Es soll bey Sr. Heiligkeit stehen, sie selbst „oder durch seine Statthalter oder durch die Hauptleute „zahlen zu lassen." — Dennoch war unterweilen, wie es geht, Klage wegen Mangel der Bezahlung.

9. Wichtiger ist die Versicherung, „daß, wenn „die 6000 Mann, oder so viel deren gefodert wer- „den, einmal geleistet sind, so wolle der h. Vater „sich niemals weiters mit mehrerem Volke beladen, „sondern sich mit dem Gefoderten begnügen. Auch soll „keiner ohne Erlaubniß der Obrigkeit oder des päbst- „lichen Statthalters zurückkehren." — Das ist eine treue Versicherung. Ob sie der Cardinal nie über-

schritten habe, das wäre aus seinem Betragen bey den Auszügen abzunehmen.

10. „Dieses Bündniß ist auf fünf Jahre gestellt. „Doch mag es von beyden Theilen mit gemeinsamer „Zustimmung noch weiter verlängert werden.“ — Dieses erfolgte auch wirklich hernach.

Ueber den Beschluß und die Zusicherung beyder Theile, das Bündniß festzuhalten, ist das Nöthige schon oben berührt worden. Die eine Urkunde ist von den Ständen von Ort zu Ort gesiegelt worden. Geben zu Luzern den 13. März. Die andere hat der h. Vater ausgestellt und gesiegelt nach der Form seines Hofes.

Da sich die Eidgenossen nun ganz dem päbstlichen Stuhl ergeben hatten, dessen Legat auf die ungesäumte Erfüllung der im Bunde verheißenen Hülfe drang und es Noth hatte, bey dieser großen Werbung allen andern Aufbruch der Völker zu vermeiden, und da die Macht der neu Verbündeten in ihren Wünschen mit der Eidgenossen kräftigem Vorhaben übereinstimmte, dem listigen Streben nach unserm Volk von Frankreich her einmal mit Ernst zu widerstehen, wirkte man auf Alles, was diesen schädlichen Gewerb von feinerer und roherer Art unterstützte, so gewaltig ein, daß, wann jemals diese Ausschwärzung verhindert wurde, es damals geschah.

Die im Land Wallis entstandene, kaum begreifliche Abweichung von einander, und der gefaßte seltsame Entschluß, obgleich das Land schon den neuen Verein mit dem h. Stuhl angenommen, dennoch über dieses ein Bündniß mit Frankreich wider Willen und

ohne Zuthun ihres Bischofs zu machen, verleitete die willigen Eidgenossen dazu, ernste Verstellungen über diese Trennung und diesen ungeziemenden Schritt dem Land Wallis zu machen, und die bedenklichen Folgen desselben ihnen in einer dringenden Zuschrift zu verstehen zu geben. Ja sie gingen noch weiter und trugen den III. Urcantonen und dem Stand Bern, die mit Wallis näher verbunden waren, auf, eigne Gesandte dahin zu schicken, um die nöthigen Vorstellungen kräftiger zu machen. Aber alles blieb ohne Wirkung.

Indeß scheint denn doch die durch den Einfluß des Legaten unternommene ernstere Warnung der Eidgenossen an die III. Bünde in Rhätien weniger dringend gewesen zu seyn, bey Verlust des ewigen Bundes mit ihnen, von dem eingeleiteten Bündniß mit Frankreich abzustehen. Es wäre freylich den Eidgenossen angenehmer gewesen, die Rhätier immer an ihrer Seite zu haben; aber es unter einem solchen angedrohten Verlust zu erzwingen, mochte doch zu nahegehend seyn. Die III. Bünde empfanden auch den Werth ihrer Verbindung mit den Eidgenossen zu tief, als daß sie dieselbe verlieren wollten. Sie sandten eine eigene Botschaft an die Eidgenossen, und versicherten sie, daß ihr Bund mit Frankreich den Eidgenossen ganz unabbrüchig sey, und daß sie in demselben den h. Stuhl, das h. Römische Reich und ihre Bündnisse mit den Eidgenossen feyerlich vorbehalten hätten. Sie wollen auch fürohin wie bisher den Eidgenossen mit Gut und Blut ergeben seyn. Dieses nahmen die Eidgenossen an zum hinterbringen.

Da das Bündniß mit dem Pabst von den Eidgenossen ausgefertigt und versiegelt war, wollte der Legat die Urkunde selbst nach Rom hintragen. Allein da er von Frankreich auf seiner Reise Nachstellungen besorgte, ließ er durch einen Abgeordneten den Eidgenossen auf einem Tag vortragen, daß sie ihm erlauben möchten, aus einem eidgenössischen Stand, welchen er wollte, einen Gesandten zu wählen, und derselbe Stand, aus welchem der Gesandte ausgehoben sey, sollte demselben im Namen der ganzen Eidgenossenschaft ein Creditiv geben. Dieser sollte das Bündniß-Instrument nach Rom tragen, des Legaten mühsame Verwendung und viele Arbeit eröffnen, und jedem Stand die Privilegien, die er verlangte, auswirken. Obgleich mehr als eine schlaue Absicht bey diesem zudringlichen Begehren vorwaltete, so wurde ihm doch damals nichts abgeschlagen.

Aber bald darauf betrieb er in eigner Person und auf einem andern Tag mit der vollen Gewalt seiner Beredsamkeit die unzuverzögernde Sammlung und Austheilung der 6000 Mann, und daß dieselben mit aller Rüstung und Harnisch hinlänglich versehen, und ihnen neue Fahnen mitgetheilt werden möchten. Bey dem Allen wußte er mit Einmischung religiöser Gesinnungen und tiefer Ehrfurcht für den h. Stuhl, die er von ihren Vorfahren ableitete, und als beywohnend an ihnen verehrte, ihre redlichen und frommen Gesinnungen zu jedem seiner Begehren hinzulenken; und der gute König von Frankreich (der sich freylich hart mit einem so starken Nachzug unsers Volkes verfehlt hatte) und seine öftern Gefälligkeiten, Beruhi-

gungen, selbst vorgesehene Veränderungen wurden vergessen, welches man vielleicht später an den bedenklichen Folgen erkannte.

Indessen kam von dem Landvogt in Bellenz Bericht ein, daß der französische Feldherr grobes Geschütz mit dazu nöthiger Behörde in beträchtlicher Zahl nach Novara abführen lasse; daß an den Grenzen Schanzen aufgeworfen und zum Besatz der Pässe alle nöthigen Anstalten kräftig gemacht werden. Auch kam von dem Statthalter in Mailand eine Zuschrift an die Eidgenossen, worin man sich über die Anstalten zu einem Zuzug für den Pabst durch das Mailändische beklagte, und deutlich zu verstehen gab, daß man die unguten Absichten, die der Pabst bey dieser Unternehmung gegen den König habe, wahrnehme und sich darnach halten werde, wobey man die Verwunderung nicht zurückhalten könne, daß die Eidgenossen so sehr in ihrer Freundschaft gegen den König abweichen. Alles war mit Beschuldigungen gegen den Legaten begleitet, der dieser ganzen Veränderung Ursprung sey. Die Eidgenossen theilten diese Schrift dem Legaten mit, der sich mit theuren Versicherungen entschuldigte, daß er, obgleich dem Pabst ergeben, ein Eidgenoß sey, und lieber diesen äußern, angelegnen Dienst aufgeben, als den Eidgenossen mißfällig werden möchte.

Dann kam er selbst noch einmal vor die Eidgenossen, und bezeugte mit allen Strömen der Beredsamkeit seine Unschuld und seine besten Absichten für den Wohlstand der ganzen Eidgenossenschaft. Hierauf fodert er nicht nur den beförderten Auszug von 6000 Mann gerüstet, sondern verlangte noch, daß die Zahl

der Krieger mit andern 2000 Mann vermehrt werden möchte, welches ihm auch zugestanden wurde, so daß sich nach sichern Berichten noch so viele bey dem Heer einfanden. Ueber ihren Gebrauch äußerte er, daß die Völker sich nur gegen den Herzog zu Ferrara zu verwenden hätten. Von nun an war er mehr Kriegsanführer als Priester, und ordnete den ganzen Zug in beständiger Gegenwart an; und so geschah der Abzug, so daß er auf alle ihre Thaten einwirkte. Bey den Eidgenossen machte dieß einen so tiefen Eindruck auf die Gemüther, daß er damit alle Beschuldigungen überwand, und „Sein Gnad" (so hieß man ihn) Alles vermochte.

Es blieb indessen die Erscheinung eines solchen Zugs der Eidgenossen den Mächten in Italien nicht verborgen, und erregte die lebhaftesten Empfindungen. Da der Pabst sich mit Venedig schon abgefunden hatte, nnd der Kaiser und Frankreich noch nicht befriedigt waren, kam den beyden Mächten zu Sinn, es möchte dieser Zug der Eidgenossen vielleicht die Absicht haben, die Venetianer, die sich wieder ein wenig zu erholen schienen, gegen ihre Heere zu verstärken. Deswegen erschien vor den Eidgenossen im Namen beyder Mächte eine Botschaft des Kaisers, mit dem ernsten Antrag, den Zug rückgängig zu machen, so daß man bey vorsehendem Widerstand des Königs, der vielleicht erfolgt wäre, sich entschloß, alles weitere Vorrücken zu untersagen.

Nach erhaltenem Geleit erschien auch ein französischer Botschafter, ein bescheidener Mann, der des Kaisers Ansuchen noch aus eigenen Gründen wegen

der bevorstehenden Gefahr mit aller Angelegenheit betrieb. Der Kaiser aber bestand immer mehr auf der Zurückberufung der Kriegsvölker. Er wiederholte seine Gesandtschaft an die Eidgenossen, sandte ihnen sogar Dekrete und Befehle zu, weil er für sein Heer in Italien (das nicht das stärkste war) in Sorgen stand; da indessen die Botschaft von Frankreich mit sanften Worten die alte Freundschaft erfrischte, und es nicht unterließ, von einer Vereinigung der Eidgenossen mit dem König zu sprechen.

Auch von Savoyen war eine Gesandtschaft zugegen, die Rückkehr der Krieger, die dem Land ihres Herrn auch vortheilhaft war, zu verlangen. Selbst fünf angesehene eidgenössische Hauptleute schrieben aus dem Lager an die Tagsatzung, und stellten die Gefahr des weitern Vorrückens dringend vor.

Allein nun ist es Zeit, dem Heere der Eidgenossen, das nach den mailändischen Grenzen zog, nachzugehen, und sein Vorhaben zu bemerken.

Achttausend bewilligte Söldner waren ausgezogen, und zweytausend andere zogen ihnen nach, ohne versichert zu seyn, wie die Bewilligten gehalten zn werden. Sie theilten sich in zwey Haufen. Der stärkere sollte durch Martinach über den St. Bernhardsberg gegen Italien sich hinziehen; der andere schwächere aber über den Gotthard reisen. Allein da der Zug, der über den St. Bernhardsberg ziehen sollte, die savoyischen Grenzen besetzt fand, und ihm der Durchmarsch abgeschlagen wurde, so wandte sich dieser Haufe, gegen des Bischofs Befinden, der lieber den Durchzug erzwungen hätte, zu seinen werthen Mit-

gefährten an den Gotthard, und von da rückten sie weiter bis an die Treisa. Hier fanden sie die Anführer des französischen Heeres. Diese baten sie, nichts Feindseliges vorzunehmen, sondern der alten Freundschaft eingedenk zu seyn. Allein sie hatten dennoch eine Schanze an den Grenzen angelegt, den Durchzug zu verhindern. Die Eidgenossen griffen nun diese Schanze an, überwältigten sie und trieben die Franzosen zurück. Hernach schritten sie weiter fort bis nach Chiasso zwischen Mendrys und Como. Hier waren wieder die Pässe besetzt. Auch zeigte sich eine Anzahl französischer Reiter in der Nähe. Die Lebensmittel für ein solches Heer waren nicht mehr zu finden. Alles war schon rein weggeschafft. Der Legat, welcher hätte helfen können, blieb zurück. Briefe wurden aufgefangen und weggenommen, ein Bote getödtet, und Hunger und Mangel nahmen überhand. Auch hatten sie Befehl, nicht weiter vorzurücken. Da nahm die Schaar den Entschluß, welchen sie bey solchen Verlegenheiten zu fassen gewohnt waren, entschlossen sich zum Rückzuge, und kehrten, ohne sich länger dem Hunger und Mangel auszusetzen, nach ihrer Heimath zurück.

Auf dem Tage zu Luzern, da alle Mächte auf die Eidgenossen zudrangen, den Abzug der Völker aus Italien zu befehlen; da die Abgesandten der Eidgenossen aus ihrem heißen Zimmer, wo sie versammelt waren, Schiffe mit Kriegern angefüllt auf dem See nach der Stadt hinschweben sahen, und ihre Fahnen erkannten, da wurde ihnen leichter, und sie erwarteten mit Ungeduld die Berichte ihrer Anführer.

Bald darauf an einem andern Tag erschien der Legat vor den Eidgenossen, und schüttelte mit einer Selbstzufriedenheit, die ein schlauer, beredter Mann anzunehmen weiß, die Fehler, die man ihm Schuld geben konnte, ab. Er habe nicht gewußt, sagte er, daß die Pässe besetzt wären. Aber hatte nicht der Landvogt von Bellenz schon frühe dieses angezeigt, und der Statthalter von Mailand das Gleiche angekündigt? Er habe, sagte er, den einen Sold bezahlt, und hätte den andern auch entrichtet, wenn sie weiter vorgerückt wären. Aber warum stand er nicht an ihrer Spitze? Von seiner Abwesenheit und dem Abwesen der Casse, die in der größten Noth viel Widriges abzuleiten das Möglichste gemacht hätte, redete er nichts. Aber den Eindruck seiner Fehler zu verringern, zog er ein Breve von St. Heiligkeit hervor, darin der Pabst zu wissen verlangte, was er sich von den Eidgenossen zu versehen habe. Dann habe man ihm angezeigt, daß Frankreich ein Bündniß mit den Eidgenossen zu machen verlange, welches aber nach dem deutlichen Inhalt des mit dem Pabst gemachten Bündnisses nicht geschehen könne. Man soll auch dem König kein Volk zulaufen lassen, und hingegen Sr. Heiligkeit wieder zuziehen; und endlich, um alles Unangenehme auszulöschen, that er hinzu, man sollte die Gelder abhohlen, die zu den Geschäften des Kriegs bereit seyen. Man nahm Alles zu weiterer Berathung an.

An einem andern Tag zu Luzern fand man nöthig, an den h. Vater zu schreiben. Aber das Schreiben ward nicht mit der Klugheit und der bescheidenen Vor=

sicht abgefaßt, wie die Eidgenossen sonst gewohnt waren, an hohe Mächte zu schreiben. Deswegen erfolgte von Sr. Heiligkeit eine harte, drohende Antwort. Beyde, das Schreiben und die Antwort, wollen wir im Wesentlichen, mit den bedeutenden Worten, welche reizten und drohten, darstellen. Das Schreiben der Eidgenossen lautet also:

„Es habe der Bischof von Sitten ein nicht unbe„trächtliches Heer der Eidgenossen in Italien führen „wollen, in keiner andern Absicht, als auf der hei„ligen Kirche Land, Städte und Schlösser dasselbe „hinzubringen. Aber als sie weiter gekommen waren, „haben sie bemerkt, daß es eine andere Beschaffen„heit habe; nämlich man sollte in Mailand ziehen, „und den König in Frankreich mit seinem Anhang „strafen. Solches aber sey nicht in dem jüngsthin „geschlossenen Bündniß mit Sr. Heiligkeit und mit „den eignen Aeußerungen Derselben übereinstimmend. „Auch sey es ihnen, den Eidgenossen, zu schwer, mit „Frankreich Krieg zu führen; deßwegen sie ihre Krie„ger zurückgerufen haben, da ihnen sonst das Nöthige „gefehlt habe, und auch nicht Wort gehalten worden „sey. Es zeige sich auch, daß der König nicht ge„sinnet sey, der heil. Kirche Landen und Leuten Scha„den zuzufügen, sondern vielmehr mit Sr. Heiligkeit „und andern Fürsten ohne Praktik Frieden zu halten. „Sie, die Eidgenossen, wollen auch allen Fleiß an„wenden, durch billige, gütliche Mittel das Blutver„gießen zu verhüten, den Bund treulich halten und „mit dem Kaiser und König in guter Nachbarschaft

„leben. Möge Se. Heiligkeit dieses Alles zum Guten „aufnehmen!“

Luzern den 4. September.

Hierauf erfolgte nachstehende Antwort:

„Julius habe nicht nöthig gehabt, Se. Person „schirmen zu lassen, sondern gegen den Herzog von „Ferrara und seine Mithaften Hülfe verlangt. Nun „haben die Eidgenossen geschrieben, Julius sollte ohne „Praktik und friedlich mit christlichen Fürsten han„deln. Das sey nicht nur freventlich, sondern ganz „ungütlich von ihnen geschehen. Denn der heil. Stuhl „habe je von Welten her unverweislich gut, unver„fehlt und ohne Mangel und redlich sich betragen. „Daß sie sich zu Schiedleuten anerboten, da haben „sie sich selbst gröblich vergessen und sich zu viel ver„messen; denn der päbstliche Stuhl würde immer wohl „noch Fürsten finden, die zum Frieden redeten. Die „Eidgenossen sollten vorgerückt seyn, und sich nicht „haben abwendig machen lassen. Er versehe sich zu „ihuen, daß sie mit dem König in Frankreich keine „Vereinigung wider Se. Heiligkeit machen werden. „Er könnte sich sonst leicht mit dem Könige selbst ver„einigen, und des Königs Macht mit des Kaiserthums „schärfsten Pönen und den apostolischen Bann ihnen „auf den Hals laden, und sie als Widerwärtige der „h. Kirche ausrufen, daß sie ihr Versprechen dersel„ben nicht gehalten haben. Darnach möchten sie sich „richten.“

Ehe ich in die Empfindungen der Eidgenossen über die drohende Zuschrift Sr. Heiligkeit eintrete, kann ich den Gedanken nicht unterdrücken, der bey mir

aufstieg, daß der Legat an dem Aufsatz der zu Luzern abgegangenen Zuschrift und an der Einleitung der Antwort bedeutenden Antheil genommen haben möchte. Denn über den Auszug, und was dabey vorfiel, hatte sein Ansehen schon merklich abgenommen, und er fand nöthig, durch einen wichtigen Rath in einer Verlegenheit dasselbe sich wieder zu erwerben; wie denn die fehlende Schlauheit sich dadurch am meisten hilft, wenn sie ihre Beschuldiger auch zu Fehlern bringen kann. Dann wollte er dem freundlichen Benehmen des französischen Gesandten, der schon nachsuchend von einer Vereinigung sprach, durch den hohen Unwillen und die Gefahr, die von dem h. Stuhl angekündigt wurde, ein Gegengewicht setzen, das die fernere Eintretung in andere Vereine kräftig verhindern würde. Dem sey, wie ihm wolle, so mußte diese Drohung, die am Ende des Schreibens von dem h. Vater so zuversichtlich ausgesprochen wurde, die Eidgenossen an das Schicksal von Venedig erinnern, das erst kürzlich so erschütternd ausgebrochen und noch nicht ganz abgewandt war, dessen Einleitung und Bereitung man auch dem h. Vater zuschrieb. Dieses Alles mußte einen tiefen Eindruck auf die Eidgenossen machen, wenn schon die apostolische Gewalt, zum wenigsten bey Allen, nicht mehr den Schrecken verursachte, den sie ehemals verbreitete. Da fragte man in dieser obschwebenden Gefahr den Botschafter des h. Vaters um Rath; und dieser, tief erschrocken, wie mau sich's vorstellen kann, gab in diesem Fall den beßten dahin, daß die Eidgenossen eine Gesandtschaft von allen Ständen ungesäumt an den h. Vater absenden sollten, um

die Sache zur Milderung und gedeihlicher Nachsicht einzuleiten. Man fand solches auch um so viel nöthiger, weil die unbezahlten oder nicht genug befriedigten Krieger von dem letzten Auszug bey den Eidgenossen sich meldeten, und dringend baten, daß man ihnen zu ihrer Befriedigung kräftig verhelfen möchte; und weil ein solches dringendes Begehren von einer großen Anzahl Krieger den Obrigkeiten nicht gleichgültig war. Zugleich konnte man diesen Anlaß gebrauchen, den Gegenbrief oder die Urkunde des Bundes, die bisdahin abging, von dem h. Vater zu erhalten, und einige Privilegien, welche die Stände bedürften, auszuwirken. So wurde eine solche Gesandtschaft sobald als möglich zur Abreise bereitet.

Die Unterhandlung war nicht so leicht bey einem aufgebrachten und in allen Künsten der Verstellung und der Schlauheit geübten Oberhaupt der Kirche. Es ist uns eine ausführliche Nachricht derselben aufbehalten worden, die den Eidgenossen Ehre macht. Freylich war es nicht an ihnen, mit starken Gefühlen einzuwirken, aber auch nicht sich wegzuwerfen, sondern, ihrer Redlichkeit sich bewußt, die Milde mit Anstand und lieblicher Festigkeit zu suchen, und an der Ehrerbietung gegen der Kirche Oberhaupt nichts zu versäumen. Auch wurden sie mit vielen Ehren von angesehenen Männern des Hofes, mit weitem Entgegenkommen und Ehrenbezeugungen behandelt, und zu Bologna, wo Se. Heiligkeit sich aufhielt, zu derselben Palast gebracht. Bey dem ersten Verhör zeigten sie, nach Bezeugung der Ehrfurcht, die ihre Obern für Se. Heiligkeit tragen, an, daß sie durch die letzte

Zuschrift Sr. Heiligkeit billig in eine große Besorgniß versetzt wurden, da diese Schrift etwas Entsetzen Sr. Heiligkeit gegen die Eidgenossenschaft zu verstehen gebe, und dahin ziele, als wenn ein hochmüthiges Schreiben von ihren Obern abgeschickt worden wäre. Darüber haben sie Befehl, zu eröffnen, daß sie von solcher Schrift wenig wissen. Es seyen dabey nicht alle Stände gewesen, da sie abgefertigt worden; auch haben sie vermeint, der Abschluß der Versammlung sey nicht so angerathen worden, wie das Breve Sr. Heiligkeit zu verstehen gebe, sondern an Dieselbe demüthig zu schreiben, Sie zu trösten und zu verkünden, was geschehen sey. Deßwegen haben sie Befehl, mit Bescheidenheit zu bitten, daß ihnen vergönnt sey, das Schreiben selbst einzusehen, wie oder von wem oder aus wessen Befehl es geschrieben wurde, und eine Abschrift zn verlangen, damit geschehe, was gebühre. — Ich habe diesen Vortrag beynahe wörtlich angeführt, weil er meine Vermuthung zu begründen scheint, da, wie wir nachher melden werden, hernach von keiner Untersuchung mehr die Rede war.

Das Uebrige des Vortrags bezieht sich auf den Auszug selbst, dem man zu entsprechen ohne einigen Anstand eingeleitet und geglaubt habe, er werde ohne alle Hinderniß seyn. Hernach aber sey der angesuchte Durchzug versagt, versperrt, mit Gewalt abgeschlagen, die Zuzüger in Noth und Verlegenheit gesetzt, so von den Feinden geschehen, durch eiliges Wegschaffen aller Lebensmittel beraubt, in Hunger und Mangel gesetzt worden. Als nun endlich der Kaiser mit Botschaften, dringenden Zuschriften und Dekreten auf den Rückruf

dieser Kriegsvölker gedrungen, haben sie zuletzt nach vielen Leiden sich entschlossen, den Rückweg nach Hause zu nehmen. Das sey der eigentliche, redliche Bericht über diesen Vorgang. Dann seyen sie von ihren Obern befehligt, den Revers des Bundes und daß er ausgefertigt und gesiegelt werde, ehrerbietigst auszubitten, und die Zuzüger, die im Dienst Sr. Heiligkeit das möglichste gethan, so viel Noth ausgestanden und erlitten, zu Erhebung ihres noch ausstehenden Monathsoldes demüthigst angelegenst zu empfehlen.

Se. Heiligkeit bezog sich in Ihrer Antwort zuerst auf Ihre Absichten bey dem gewünschten Zuzug, das eidgenössische Kriegsvolk gegen den Herzog von Ferrara und gegen die, welche ihm Hülfe leisten, worunter Frankreich sich befinde, ohne Anstand zu gebrauchen. Deswegen sollten sie in Italien ziehen. — Aber wenn das ist, so mußte entweder Frankreich zehntausend Schweizer, ein großes Heer, durch sein Land ziehen lassen, um seinen Freund und seine eignen Hülfsvölker von einer solchen Macht überfallen zu lassen; oder die Eidgenossen mußten den Widerstand von Frankreich gegen den Einmarsch so vieler Kriegsvölker allein aufnehmen, und ohne Hülfe von ihrem neuen Verbündeten mit Frankreich einen Krieg führen, das doch Se. Heiligkeit nicht wollte.

So widersprechend sind oft die Begehren der hohen Mächte. — Dann tritt Se. Heiligkeit in die harten Stellen der empfangenen Zuschrift zu Luzern ein, hebt die stärksten aus, doch ein wenig milder als in jener, und verheißt die verlangte Antwort zu ertheilen. Mit innigem Vergnügen vernahm Se. Heiligkeit die Ver-

sicherung, fürohin den Bund treulich zu halten, das er zu vernehmen gewünscht und für die Zukunft desto zuversichtlicher hoffe, damit das, was beym ersten Auszug fehlgeschlagen habe, für's künftige desto kräftiger ersetzt und sicherer geleistet werde. Auch wolle er die Urkunde des Bundes, von seiner Seite ausgefertigt, den Gesandten ungesäumt zustellen; aber den verlangten Sold der Aunzüger könne er sich nicht vorstellen jemahls ihnen schuldig zu seyn, da von ihnen das nicht geschehen sey, wozu sie aufgefodert wurden, gegen den Herzog von Ferrara zu streiten. Vorrücken hätten sie sollen, wenn sie ihren Dienst recht erstatten wollten; weil sie aber das versäumt haben, so sey er in große Kosten verfallen. Man habe andere Truppen anschaffen müssen. Deswegen könne er in die Bezahlung dieses Soldes nicht eintreten.

Das zweyte Verhör, so die eidgenössischen Abgesandten von dem h. Vater erhielten, betraf nur den einzigen Punkt des abgeschlagenen Soldes für die Zuzüger. Da wandten die Gesandten alle ihre Beredtsamkeit an, die Gründe vorzutragen, die zu dieser Entrichtung das Recht bestätigten. Sie stellten die Zeit vor, wo sie wirklich im Dienst waren, die Hindernisse, die sie ertrugen, den Hunger, den sie ausgestanden, die Unmöglichkeit, weiter vorzurücken, ohne Krieg mit Frankreich anzufangen, das Se. Heiligkeit nicht wollte und ihre Obrigkeit ihnen untersagte; dann den Befehl des Kaisers und die Abrufung ihrer Obrigkeit. Aber dieses alles befriedigte Se. Heiligkeit nicht. Sie bestand beym Berufe nach Ferrara, bey der Möglichkeit, dort hinzukommen, bey den großen Unkosten, die

dieser Mangel im Dienst verursacht habe; und wann sie schon mit einiger Unbequemlichkeit im Felde gewesen, so habe er ihnen deßwegen nichts zu ersetzen, weil sie nichts für ihn gethan hätten, und er thätigere Mannschaft mit schneller Anstalt und großem Aufwand habe anschaffen müssen u. s. w. Endlich sagte er, er wolle zwey Cardinälen den Auftrag geben, näher mit ihnen einzutreten und zu versuchen, ob ein Auskunftsmittel zu erhalten sey. Bey diesem Zusammentritt mit den Cardinälen ging der Streit von neuem an, und jeder Theil versuchte, den andern zu belehren und zu überzeugen, und wirklich schienen diese Vermittler zu einigem Nachgeben bereit zu seyn. Allein sie mußten dem Willen des h. Vaters nachgehen und einen Ausspruch thun, wie er es verlangte.

Das dritte Verhör enthielt die beschließende Rede des h. Vaters, worin er den Gesandten eröffnete:

1. „Wegen des Soldes, den sie verlangt hätten, „könne er nicht entsprechen; das habe er in seinem zu „ertheilenden Abscheid deutlich dargestellt und sich auf „den Spruch der Cardinäle berufen. Diesen Abscheid „werde er den Abgesandten zustellen lassen."

2. „Versichert er sie, daß sie noch auf ihrer Reise „die Einnahme von Ferrara vernehmen werden."

3. „Hat er die Zuversicht, daß, wenn Frankreich „ihn bekriegen würde, die Eidgenossen dannzumal, nach „ihrer Verbindung und geschehener Mahnung, die „verheißene Hülfe leisten werden."

4. „Zeigt er an, er sey schon mit dem Kaiser „in guter Verständniß. Bey wenigen Tagen werde

„der Bischof von Gurk an seinen Hof kommen und „das nähere zu dessen Beförderung verhandeln."

5. „Versichert er die Abgesandten, mit nächstem „die Pensionen zu bezahlen und den Revers des Bun„des ihnen zustellen zu lassen, auch die verlangten „Privilegien ohne Entgeld auszustellen. Dann habe „er noch zwey Wünsche. Der eine, daß der Ver„fasser des Schreibens von Luzern gestraft, der an„dere, daß Georg von der Flue auch gestraft oder „dem Bischof von Sitten ausgeliefert würde." — So konnte er doch seine Rache nicht hinterhalten. — Der Abscheid enthält den ganzen Streit wegen des Soldes und den so geheißenen Spruch der Cardinäle, und bedarf keiner weiteren Berührung. Er redete mit einem Scherz: „Ich bin doch nicht so halsstarrig, „sagte er, daß ich nicht nachgeben könne. Wann ein „redlicher Mann aus euerem Land mich überzeugen „kann, daß ich Unrecht habe, so will ich Alles er„setzen." — Die Gesandten wurden aus der Herberge gelöst, aber ohne ein Geschenk. Die Gesandtschaft war für den Pabst erwünscht und für die Eidgenossen nicht ohne Nutzen. Wenigstens lehrte man diesen h. Vater kennen.

Ich werde nie müde, alle Versuche anzuzeigen, die man von Seite der Eidgenossenschaft machte, die damahls so wichtige Stadt Constanz in den eidgenössischen Verein zu bringen; und dennoch macht mir jede Anzeige Mühe und eine Art von Rührung, daß es nicht geschah. Unsere Stadt machte sich darüber viele Sorge. Auch dieß Jahr bemühte sie sich, und gewiß aus den uneigennützigsten Absichten, wie wenn es ihr vor-

schwebte, was für ein bedenkliches Schicksal diese Stadt und die einst so vortrefflichen Zierden im geistilchen und weltlichen Stand treffen werde, und wie wenn sie den Trieb hätte, das zu vermeiden. Man hatte es schon so weit gebracht, daß der Stadtschreiber von Zürich nebst einem Gefährten nach Constanz gesandt wurde, wo man in das Nähere über diesen wichtigen Gegenstand eintrat; und auf einem gütlichen Tag wurde nach dem Bericht von Zürich eine Zusammenkunft mit Constanz angeordnet, und dieser Stadt zugeschrieben, dieselbe zu besuchen. Aber von da findet sich keine Spur mehr, daß etwas weiters geschehen sey.

(1511.) In diesem Jahr wurde durch die schnellen Veränderungen der Gesinnungen bey den Mächten Italiens, durch Auflösungen der Verbindungen, die noch bey ihrem Bestand zu feindseligen Absichten sich verleiten ließen, durch schnelles Eintreten in ein Bündniß mit einem Staat, den man kaum zuvor feindselig behandelt hatte, durch seltene Verträge, die der Staatskunst nicht zum Muster dienen sollten, am meisten aber durch die vorherrschende Rachsucht des Oberhaupts der Kirche, dessen verderbliche Sitten ein allgemeines Aergerniß verbreiteten, bey wenigen schonenden Waffenthaten ein Ausbruch des Kriegs zubereitet, der in der Folge unserer Nation unermeßliches Verderben und Verlust zugezogen hatte. Wir aber bleiben, ohne tiefer in die Verirrungen zu blicken, bey den einheimischen Verhandlungen stehen, welche nicht so gar ruhig und rühmlich waren.

Mit nicht zu großer Theilnahme und Vergnügen hörten die Eidgenossen den Bericht von der Gesandt-

schaft an den päbstlichen Hof auf einer Tagsatzung an. Der Stadtschreiber von Luzern wurde wegen des Schreibens an den Pabst, das so übel aufgenommen wurde, näher befragt. Er verantwortete sich ganz gelassen, ohne sich eines Fehlers bewußt zu seyn. Damit war alles abgethan, da doch der h. Vater ernstliche Bestrafung des Verfassers dieses Schreibens gefordert hatte. Ist das nicht ein Zeichen, daß jemand dahinter stand, den man nicht angreifen konnte oder wollte? und gibt es nicht meiner obigen Vermuthung ein Gewicht?

Da nun die im vorigen Jahr ausgezogenen Krieger von Rom aus nicht befriedigt wurden, so wandten sie sich an den Legat, der sie gesammelt, angeführt und zum Theil bezahlt hatte, um den vollständigen Sold von ihm zu erhalten. Er wehrte sich so gut er konnte, und versprach, nach einer Reise auf Rom, ihre Forderung zu befriedigen. Er ließ die Eidgenossen bitten, ihm ein Geleit vom Kaiser zu verschaffen, weil es von Frankreich zu erhalten nicht möglich war. Man setzte deswegen eine Zeit von drey Wochen aus, daß die Forderung unterbleiben sollte, damit indeß das Geleit erhalten würde. Allein das Geleit schlug man ab. In dieser Verlegenheit ging der Legat, der alles Ungemach und selbst Dürftigkeit ertragen konnte, als Pilgrim verkleidet und ganz unkenntlich gemacht durch Entstellung des Gesichtes, zu Fuß durch Abwege und selbst durch die französischen Heere hindurch, und gelangte so zu seinem großen Beschützer nach Rom, der ihn wegen seiner großen Verdienste zum Cardinal erhob. Wie weit er nachher seine Ansprecher befriedigt hat, ist nicht zu erfahren.

Aber die drey Stände, die Bellenz erwarben, bezeugten schon wieder ihre Unzufriedenheit wegen entzogenen Handels und Wandels in dem benachbarten Mailändischen. Dieses hämische, schwankende Volk, durch öftere Veränderung der Regierung zu dieser Mißstimmung gebracht, konnte den eidgenössischen Besitz von Bellenz nicht vertragen, und der öftere Rückfall der Beeinträchtigungen machte die III. Stände auch geneigter zu immerwährender Klage.

Eine angesehene Gesandtschaft von Frankreich, an deren Spitze ein Herzog von Röthelen war, gab auf diese Beschwerden die Hoffnung einer gänzlicheu Beruhigung, aber hinterhielt nicht, daß eine Erneuerung des Vereins mit dem König das sicherste Mittel zur Beruhigung dieser Händel wäre, die man so leicht von beyden Theilen abgewandt, und unterlassen hätte. Man gerieth in eine Art von Vertraulichkeit, und wollte von Seite Frankreichs vernehmen, ob es denn gar kein Mittel gebe, die vorige Verbindung wieder anzuknüpfen. Die Eidgenossen sagten auch so zutraulich und offen, daß sie mit dem h. Stuhl ein Bündniß gemacht und in einem Punkt sich so weit verpflichtet, daß sie mit niemand, der denselben bekriege, Vereinigung machen wollten, und stellten der königlichen Botschaft diese Punkte vor, die es nicht läugnen konnte, daß ihr König in diesem Fall begriffen wäre. Auf ferneres Zudringen dieser Bothschaft, ob denn gar kein Mittel vorhanden wäre, etwas Gedeihliches mit Frankreich zu unterhandeln, trat man bey dieser Art von Vertraulichkeit, wenn schon nicht alle Gesandten der Eidgenossen zugegen waren, in wirkliche

Erörterung einiger Punkte ein. Allein diese Annäherung hatte keine erwünschten Folgen. Das Entworfene fand nicht Beyfall und konnte nicht angenommen werden. Man berief sich hernach von Seite Frankreichs auf die Capitel wegen Mailand errichtet. Allein diese waren auch nicht vorbehalten in dem Bunde mit dem Pabst, und konnten nicht von Wirkung seyn. So geschah es, daß am Ende die französische Botschaft sich mit Mißvergnügen entfernte.

Indeß vermehrte sich die ungute Stimmung der III. Stände gegen Frankreich immer mehr, je geringer die Hoffnung einer Vereinigung mit den Eidgenossen zu seyn schien. Jene hatten schon frühe von Hebung der Waffen gegen Mailand sich verlauten lassen bey den immer dauernden Beeinträchtigungen, und konnten mit Mühe hinterhalten werden. Aber dazu kam noch ein schweres Ereigniß. Ein Läufer von Schwyz nämlich, der nach Italien gehen sollte, wurde im Mailändischen angehalten, seiner Briefe beraubt und umgebracht, welches vorher auch dem Stand Bern und Fryburg widerfahren war. Hierauf beschloß der Stand Schwyz, und machte es mehrern andern kund, daß er diese That mit Waffen rächen wolle. Die Eidgenossen fanden ein solches Unternehmen sehr bedenklich, und schrieben dem Stand Schwyz freundschaftlich zu, daß er ihnen an einem bestimmten Tage die Landsgemeinde versammeln sollte, damit ihre Gesandten daselbst erscheinen, und ein jeder Stand sollte seine Gesandten auf den bestimmten Tag dahin senden, und alles Mögliche anwenden, diesen Auszug, der in aller Betrachtung, zumal beym Anbrechen des Winters,

so bedenklich sey, zu unterlassen. Allein das Volk war so aufgebracht, daß die besten rührendsten Vorstellungen ihren Endzweck nicht erreichten.

Den 14. November zogen sie mit ihrem Panner gegen Mailand hin, nachdem sie des Zuzugs einiger Stände schon sicher waren, und den andern allen ihre Mahnung zugesandt hatten. Auch Fryburg zog ungesäumt den Schwyzern nach.

Mit mehr Mißvergnügen als Willigkeit, fast unbereitet zu allem, was nöthig war, und mit vielen Lücken und Mängeln versehen zogen die andern Eidgenossen über den Berg, und sammelten sich mit ungleicher Gesinnung bis auf 10,000 Mann. Man zog zuerst bis an die Treisa, und von da, jedem Hinderniß sich widersetzend, über Gallera bis nach Libri. Da hielt man Rath, was weiter zu thun sey; und wenn schon ein Theil der Anführer mißmuthig, andere aber desto eifriger und dringender waren, kamen sie doch in dem Vorhaben überein, gerade auf Mailand loszugehen, und diese Stadt anzugreifen. Dieser Entschluß war so fest, daß man, da der Freyherr von Sax und andere Angesehene des französischen Heeres mit namhaften Summen die Gefahr von der Stadt abwenden und die Sache zur Beruhigung vermitteln wollten, dieses verwarf, und den Krieg und die Anfälle gegen die Stadt vorzog. Aber ein rasches, ungezähmtes, junges Volk ohne Befehl, ohne Anführer drang aus eigenem wilden Triebe in die Vorstädte, plünderte da, brannte und wüthete unaufgehalten. Die Eidgenossen wurden darüber bestürzt. Man rief die Vermessenen zurück, und es entstand ein allgemeines

Murren und Mißvergnügen im ganzen Heer. Hierauf verursachten die dunkeln December-Tage, die mit Kälte und Eis und ungleicher Witterung das Aushalten im Lager nicht mehr gestatteten, daß man das Lager aufhob und mit Eile wieder nach Hause zog. Bey dieser Rückkehr wurden noch viele Dörfer angefallen, Häuser geplündert und verbrannt, und noch mehrere solcher Unthaten verübt, die Unmuth und Rache den Kriegern eingab und gestattete.

Freudiger ist das Ereigniß, daß in diesem Jahr, nach wiederholter langwieriger Unterhandlung und erlangter Zustimmung aller eidgenössischen und zugewandten Stände, die mit dem Kaiser Maximilian verlangte ewige Erbeinigung mit seiner höchsten Person für das Haus Oesterreich, und mit seinem Enkel, dem Erzherzog Carl für die Herrschaft Burgund und die Niederlande beschlossen und glücklich zu Stande gebracht wurde. Es kostete noch Mühe, den Beytritt von den IV. Waldstätten zu erhalten, die bis dahin zu einer solchen Vereinigung niemahls einwilligen wollten. Der Auszug gegen Mailand mußte noch dazu verhelfen. Man wußte, daß, wenn Luzern einmal einwilligte, die andern Stände leicht zu gewinnen wären. Deswegen drangen die Stände, die schon lange die allgemeine Beystimmung wünschten, auf's stärkste in diesen Stand ein, und konnten ihm den Gedanken wichtig machen, daß, da man schon königliche Vermittlung versagt, es doch höchst nöthig sey, bey allgemeinem Aufbruch den Rücken zu verwahren und leichtere Anfälle zu vermeiden. Dieß verleitete Luzern und die übrigen Stände zum Beytritt.

Die Urkunde dieses wichtigen Bündnisses zeigt schon im Eingange und bey der Eröffnung der Ursachen, welche bewogen haben, diese Verbindung einzugehen, die Erhabenheit des einen Verbündeten, indem er seine ganze Macht und weit verbreiteten Länder darstellt, und die Gründe dieser wichtigen Verbindung durch eine ausführliche Beschreibung der gegenseitigen Verhältnisse von den ältesten Zeiten her ableitet und in den jetzigen begründet findet.

Was nun die Punkte selbst betrifft, so wollen wir bey der sonstigen Weitläustigkeit nur die berühren, die ganz neu sind, oder gegen die andern Verträge abgeändert erscheinen.

So ist hier zum ersten Male des Kaisers Enkel, Erzherzog Karl, mit seinen Herrschaften und Landen als ein verbündeter Theil aufgenommen, und ihm Verpflichtungen und Zusagen beygelegt worden.

Bey den Punkten, in welchen davon die Rede ist, was bey einem geschehenden Angriffe des Kaisers und des Erzherzogs und ihrer Länder, oder der Eidgenossen und der Ihrigen, gegenseitig zu thun sey, ist die Zusicherung so ausgedrückt: „Ein treues Aufsehen „zu halten, daß sie nicht wider Recht und Billigkeit „beschwert und gedrungen werden." Weiter geht die Versicherung nicht. Neu ist aber die Bestimmung, daß diejenigen Länder, die von beyden Theilen in dieser Vereinung nicht begriffen, bey kriegerischen Anfällen eben so sollten behandelt werden, wie die, so ausgesetzt sind. Das mag seine Beziehung auf künftige Erwerbung beyder Theile haben.

Ganz neu, aber für die damaligen Zeiten ange=

messen und nöthig, ist die Bestimmung, daß kein Theil dem andern zum Schaden seinen offenbaren Feinden von seinen Leuten lasse zulaufen, dem Feind zu dienen, und, wann es ohne Erlaubniß geschähe, sie zurückzuberufen und die Ungehorsamen hart zu bestrafen. — Wie oft wurde dieß in den Vorträgen der Botschafter verschiedener Mächte gefordert!

In dem Artikel wegen der verschiedenen Rechtsgänge, der fleißig ausgearbeitet ist, sind die Richter beyder Theile nur noch die beyden Bischöfe von Basel und Constanz als auszuwählende Richter; aber die Städte beyder Orte, wie vormals, nicht mehr, weil Basel jezt ein Mitglied der verbündeten Eidgenossen war, konnte es nicht mehr Richter seyn, und so ließ man auch die Stadt Constanz aus dieser Obliegenheit fallen.

Zu Vermeidung solcher Streitigkeiten wird beyden Theilen auferlegt, ehe man das Recht brauchen darf, hinlängliche Bürgschaft für die Unkosten zu stellen.

Alle zehen Jahre soll den Beamteten von beyden Seiten diese ewige Erbeinigung feyerlich verkündet werden. — Ehemals ging man noch weiter.

Der Erzherzog Carl gibt jedem eidgenössischen Stand alljährlich, bis er die Regierung antritt, 200 Rhein. Gulden, und den zugewandten Orten jedem 100 Gulden. Er sendet sie im May auf Zürich, und empfängt die Quittung dafür.

Der Kaiser will auch besorgen, daß, wann der Erzherzog zu mündigen Jahren kommt, derselbe auch diese Erbeinung ratificiren, annehmen und beschließen sollte.

Es machte dem Kaiser so viel Vergnügen, weil er nun, da sein Vetter, der Herzog Siegmund, nur mit den VIII. alten Ständen den Ewigen Bericht eingegangen sey, mit allen XII. eidgenössischen und III. zugewandten Ständen eine Einung geschlossen habe, daß er dieses in der Urkunde wiederhohlt und mit Namen bemerkt.

Am Ende sind die gewohnten Versicherungen der treuen Beobachtung aller vorgeschriebenen Punkte bey kaiserlichen Würden und von den Eidgenossen bey den Eiden, so sie ihren Städten und Ländern geschworen haben, bestätigt. Gesiegelt ist die Urkunde vom Kaiser und allen Ständen. Geben zu Baden im Aargau den 7. Februar. So ist sie eingeschrieben; aber man arbeitete an der allgemeinen Zustimmung noch am Ende dieses Jahres.

Des berüchtigten Furno wiederhohlte Bemühungen, den Eidgenossen ein beträchtliches Erbe von dem Hause Savoyen zu verschaffen, die in diesem Jahr zu einer weitläuftigen Erörterung und zu verschiedenen Wendungen der Rathschläge Anlaß gaben, wo selbst Könige und Fürsten durch Vermittlungsversuche eintraten — diese Bemühungen sollten nicht mehr in dem Andenken erscheinen, ohne den Gedanken zu erwecken, daß die vorherrschende Begierde nach Reichthum eine andere Richtung der Gemüther erfoderte, nämlich durch eindringenden und unterhaltenen religiösen Ernst die Geister mit edlern Gütern bekannt zu machen, und die weisen Lehren zu verbreiten, wie auch diese hinfälligen und flüchtigen wohlthätig und mit Mäßigung zu genießen und anzuwenden seyen.

(1512.) Nun sind für den guten König Ludwig XII. die großen Veränderungen eingetroffen, die ihm schon beym Antritt der Regierung von Mailand, da er sich mit den Mächten Italiens einverstanden hatte, wie eine wichtige Ahnung vorschwebten, welche er vertraulich damals in den Schoß der Eidgenossen ausgoß, und auf diesen Fall hin ihre Hülfe erflehte; aber jetzt konnte er dieselbe nicht erhalten. Denn die Eidgenossen waren von schlauen und rachsüchtigen Priestern umstrickt mit einem neuen Bund, und zurückgehalten von dem Oberhaupt des Reichs, mit dem sie auch verbunden waren. Dennoch fodert die Geschichte, nicht zu verschweigen, wie die zu vielen Gefälligkeiten, ehemals bereitwilliger, sich entfernt haben.

Der König hatte eine unausgetragene Fehde mit den Eidgenossen und einen offenbaren Krieg mit den Mächten Italiens, woran die Eidgenossen nach ihren Verbindungen Antheil nehmen mußten. Dennoch war es dem König daran gelegen, mit den Eidgenossen sich zu setzen, um sie weniger abgeneigt zu machen. Deswegen suchte er wie durch einen Umweg ein Geleit von den Eidgenossen für seine Gesandten zu erhalten, welches ihm auch zu Theil ward. Aber die königlichen Gesandten konnten zufällig nicht zu der Zeit erscheinen, die ihnen angezeigt war. Die Eidgenossen mußten Tage lang vergeblich auf sie warten. Dieß machte die sonst ungünstige Stimmung nicht gut. Der Feldherr Trivulzio entschuldigte sie aber in einer demüthigen Zuschrift, und hernach erschienen sie bey der Tagsatzung. Es war um eine Summe zu thun zur Befriedigung. Der Antrag der französischen Gesandten war schwach, nach

altem Brauch. Man bezog sich auf einen andern Tag, darüber näher einzutreten. Da handelte ein Abgesandter von dem Herzog Reinhard von Lothringen mit den französischen Gesandten, daß sie sich zu einer ansehnlichen Summe verstehen wollten, und zeigte es den Eidgenossen an. Bey der zweyten Verhandlung mit den Botschaftern des Königs foderte man, nach einigen Aeußerungen gegen einander, von Seite der Eidgenossen für des verlezte Völkerrecht durch den Untergang der Läufer, und für alle Kosten des Auszugs zur Entschädigung 200,000 Kronen. Da zogen sich die französischen Gesandten zurück. Man wirft dem Könige hier eine unzeitige Sparsamkeit vor. Aber was konnte der König mit einem so großen Aufwand erhalten? Wann schon die Eidgenossen nach ihrem Wunsche befriedigt wurden, wären sie denn deßwegen weniger verflochten gewesen in dem großen Krieg, den der König aufgenommen hatte und wo die Eidgenossen ihre Bundespflicht gegen die andern Mächte leisten mußten, die jezt schon alle ihre Schritte bemerkten und ihnen keine Ruhe ließen, bis sie alle ihre Kräfte anwandten?

Denn der Cardinal, der auf den Ausgang der Unterhandlungen mit den französischen Gesandten nur gewartet hatte, kam schnell zu den Ständen, und wußte dieselben dahin zu bringen, eine geheime Gesandtschaft, von der auch ihre Jahrbücher nichts melden, nach Venedig zu schicken, um diesen Staat zu einem gleichen Angriff gegen Mailand zu bewegen. Ein Rekreditiv von Venedig, das noch vorhanden ist und die That selbst zeuget, daß solches und zwar mit dem

besten Erfolg geschehen ist. — So weit gingen sie, noch andere Krieger aufzubringen.

Indessen hatte der König in Frankreich durch die Klugheit und Tapferkeit des jungen aber vortrefflichen Feldherrn, Herzogs von Nemours, bey Ravenna seinen letzten Sieg über den sogenannten H. Bund erhalten. Aber sein Feldherr verlor dabey zum höchsten Bedauern sein Leben, und damit der König sein Glück. Man wirft ihm vor, daß er sich dieses Sieges zu sehr überhoben hätte. Aber wie konnte das seyn, da so bald, in wenigen Tagen und Wochen, die stärksten Anstalten zu einer Demüthigung erfolgten, bis Mailand gefallen war? Kaum war die Schlacht bey Ravenna beendigt, so kamen die feinsten und beredtesten Eidgenossen, die beliebten ehemaligen Vermittler des Friedens von Arona, der Cardinal und der Freyherr Ulrich von Sax, jener von dem Jammerton des erschrockenen Pabsts Julius aufgeweckt, und dieser durch die Verlegenheit des Kaisers dazu gedrungen, zu den Eidgenossen, sie zu einem kräftigen Feldzug nach Mailand zu ermahnen. Auch die Rhätier waren schon von Frankreich abgewandt und entschlossen, mit den Eidgenossen sich zu vereinigen. Diese hatten schon vorher den Gedanken, den vorjährigen fehlerhaften Feldzug mit einem andern rühmlichern wieder auszulöschen. Deswegen hatten sie schon frühe ernste Anstalten gemacht, daß sich ihr Volk nicht verlaufen möchte; und wie der Cardinal hierauf in den verschiedenen Ständen zur Sammlung eines Heeres schritt, und der Freyherr von Sax auch nicht müßig blieb, so ist leicht zu erachten, daß ein beträchtliches Heer zusammengebracht

wurde. Der Kaiser, um dem Vortrag des Freyherrn von Sax mehr Nachdruck zu geben, unterließ nicht, eine Gesandtschaft an die Eidgenossen zu senden, die mit Rücksicht auf den neu gemachten Verein die schon gefoderte Hülfe der Eidgenossen noch kräftiger verlangte, und ersuchte, eine Gesandtschaft auf den Reichstag nach Trier abzusenden. Wofern dann in beyden Begehren entsprochen würde, sollte den zwey Ständen Zürich und Glarus aufgetragen werden, im Namen der ganzen Eidgenossenschaft Gesandte nach Trier hinzusenden. Uebrigens wurde von der kaiserlichen Gesandtschaft Hoffnung gemacht, den eidgenössischen Völkern den Durchzug durch das Tyrol zu gestatten.

Denn schon den 6. May zogen unter Anführung des Freyherrn Ulrich von Sax und Jakob Stapfers von Zürich 20,000 Mann von Chur aus, wo sie sich versammelt hatten, durch das Tyrol, weil ihnen der Kaiser den Durchmarsch bewilligt hatte, nach dem Mailändischen hin. Dadurch wurde den französischen Feldherren, die dem anrückenden Feind den Zugang bey verschiedenen Pässen erschweren und verwehren wollten, ihr Vorhaben vereitelt, und den eidgenössischen Völkern der Zugang erleichtert und eröffnet; und so kamen sie ungehindert auf Trident, wo sie nach getroffener Abrede 7000 Mann venetianischer Völker, theils Reiter, theils Fußvolk, fanden, die sich mit ihnen vereinigten. So verstärkt rückten sie mit Zuversicht weiter. Städte und Festungen ergaben sich, öffneten ihre Thore, und nur an Einem Ort ging ein schwaches Gefecht vor. Da nun die Eidgenossen vernahmen, daß das Heer der verbündeten Mächte auch auf

den Grenzen aufgestellt war, rückten sie näher gegen Mailand. Dabey ermangelten sie nicht, auf die Länder und Schlösser Rücksicht zu nehmen, die sie schon lange in's Auge gefaßt hatten; so wie die Rhätier auf das Veltlin und andere Orte mehr. Da sie sich nun Mailand näherten, kam ihnen der Cardinal entgegen, und begrüßte sie mit einer Rede voll Kunst und Kraft, bezahlte ihnen den Sold, so weit er reichte; für das übrige sollte alles Pfand seyn, was sie erobern würden. Er versicherte sie des besten Zutrauens und der günstigsten Gesinnungen der übrigen Mächte, beruhigte sie über einige ausgestreute ungute Gerüchte, und konnte nicht satt werden, die höchste Zufriedenheit und Huld des h. Vaters zu bezeugen. So schritten die Eidgenossen immer weiter auf der Bahn der Ehre, die sich ihnen immer weiter öffnete und ihnen immer glänzendere Auftritte bereitete, und betraten unter allgemeiner Freude Mailand. Denn das französische Heer hatte Mangel an Geld und an Volk. Die Feldherren hatten einen Theil desselben irre geführt und einen beträchtlichen entlassen. Deswegen mußte es sich zurückziehen und behielt nur wenige Plätze übrig. Es wurde auch unter Aufsicht des Cardinals eine unterweilige Regierung angeordnet.

Aber was geschah in den einheimischen Gründen auf den Tagen der Eidgenossen? Höchst erfreut über diesen ungehinderten Fortgang und im Gefühl dieser Freude schrieben sie ihren Feldherren zu, beglückwünschten sie über diesen erwünschten Ausgang der Sachen und trugen ihnen auf, daß, wenn bey Einnahme der Städte dieselben den Mächten huldigen müßten, sie

besorgt seyn sollten, daß man auch zu Handen der Eidgenossen den Eid erstatten solle, weil sie doch einen so großen Antheil an den Eroberungen hätten. So aufmerksam waren sie auf ihre Rechte. Hernach vernahmen die Eidgenossen den gründlichen Bericht der zurückgekommenen Gesandtschaft von Trier, die mit Vergnügen anzeigte, wie vortrefflich sie empfangen und geehrt wurde nicht nur von dem Kaiser, sondern auch von allen Fürsten, und wie großen Werth man auf die Hülfe der Eidgenossen in dem Krieg mit Frankreich setze, die der Kaiser sich weiter ausbat, da er durch den gestatteten Zug durch's Tyrol viel zum guten Erfolg beytrug. Dann sollte man die verlaufenen Krieger von Frankreich zurückziehen, und den jungen Fürsten Sforzia in sein väterliches Erbe wieder einsetzen, der ihnen innerhalb drey Jahren 300,000 Dukaten und jährlich 40 bis 50,000 Gulden bezahlen würde. — So ist der Antrag einer so großen Summe von dem höchsten Monarchen her und hernach von den Eidgenosson auf die Hälfte heruntergesetzt worden. Diese Nachsicht, die nicht allenthalben zu finden, mußte den Eidgenossen auch Vergnügen machen, und ist doch einiger Bemerkung werth.

Der Kaiser sandte wieder eine Gesandtschaft an die Eidgenossen, den Vorschlag, den er schon zu Trier gemacht hatte, wegen Eintritt des Herzogs Maximilian Sforzia in seines Vaters Fürstenthum Mailand zu wiederholen und zu bekräftigen; und weil er schon den Eidgenossen den Vortheil ihres Durchzugs durch's Tirol zugetheilt und sich dadurch die Feindschaft Frankreichs zugezogen hatte, fand der Kaiser angemessen, von einer

Verbesserung des Erbvereins zu reden und eine wirkliche Hülfe zu fordern oder zu verlangen, daß sie sich, wie er, mit Spanien und dem Pabst vereinigen möchten. Die Eidgenossen nahmen alles zu näherer Berathung auf, und schrieben den Heerführern in das Feld, das Volk sollte für einmal beysammen bleiben; wo aber jemand Hülfe oder nähere Eintretung zu Unterhandlungen verlangte, sollten sie dieselben auf ihre Tagsatzungen hinweisen. Denn sie wollten nicht, daß im Felde dergleichen Sachen eingeleitet oder abgehandelt würden.

Von da an hatten die Eidgenossen nach ihrer Tapferkeitsgewalt einen großen Werth und festes Ansehen ohne Neid und ohne sich selbst zu überheben erhalten, (wie man gewohnt ist, den Sterblichen, wann ihnen viel Wichtiges gelingt, ein beynahe unbegrenztes Zutrauen zu schenken, das sie oft selbst in Erstaunen setzt). Da wurden ihre Tagsatzungen von Botschaftern hoher Mächte zahlreich besucht, weil sie ihrem Vermuthen nach sichere Erringer der Siege und Eroberungen zu Freunden und Bundesgenossen und Vertheidigern sich wünschten. Das dauerte so lange, bis wichtige Stände nach religiöser Gesinnung den festen Vorsatz faßten und ihn standhaft ausübten, alle Pensionen bey unverschonter Strafe zu verbieten, und alle nähere Verbindungen mit den hohen Mächten abzulehnen.

Nun fehlte es den Eidgenossen an ausgezeichneten Ehrenbezeugungen und Geschenken nicht. Alle Chroniken melden von dem geweihetem Schwert mit einem goldenen Griffe von großer Kunst und Werth und von

dem sammetnen Herzogshut mit Hermelin gefüttert, mit Perlen und köstlichen Steinen und der feinsten Kunstarbeit geschmückt, und von dem großen Aufwand von Damast von allen Farben und von der Stickerey mit ausnehmender Kunst aufgetragen, der zu vielen Pannern gebraucht wurde, mit denen man nicht nur die löblichen eidgenössischen Stände auszeichnete, sondern sie auch Municipal-Städten und kleinen Ländern, die ihre Unabhängigkeit damit beweisen wollten, als das wichtigste Geschenk zustellen ließ.

Dann gab der h. Vater zum Beweise seiner innigen Beruhigung und Zufriedenheit mit dem Fortgang dieses rühmlichen Feldzuges den Eidgenossen eine auf Pergament zierlich geschriebene lateinische Urkunde, darin er unter ehrenvollen Titeln und mit ausgebreitetem Lobe ihrer Thaten ihnen den hohen Namen der Vertheidiger der Freyheit der Kirche feyerlich beylegt, und nicht satt wird, das Höchste, das er geben konnte, segenreich mitzutheilen.

Bey der Gegenwart der kaiserlichen Gesandten und der mailändischen Räthe wurden einige Punkte abgefaßt, die sich der Prinz Sforzia bey Uebernahme seines Fürstenthums anzunehmen gefallen lassen würde, wo die Summe des zu erstattenden Geldes innerhalb drey Jahren schon auf die Hälfte zurückgesetzt ward. Doch wurde man wegen der Termine nicht einig, und die Sache verzog sich.

Auf einem Tag zu Baden erschienen spanische Gesandte, indem von dieser Nation noch keine den Weg über die Alpen gefunden hatten, vor den Eidgenossen, und suchten sie zum Eintritt in den heiligen Bund oder

zu einem besondern Verein mit ihrem Könige zu bereden. Eine venezianische Botschaft war auch vorhanden, verlangte ebenfalls ein Bündniß und wünschte, daß ihr Staat mit dem Kaiser durch die eidgenössische Vermittelung ausgesöhnt werden möchte. Aber der Kaiser hinderte hernach eher das Bündniß, als daß er sich mit Venedig aussöhnte. Eine savoyische Gesandtschaft wiederholte das Verlangen nach einer Verbindung, die noch zuletzt zu Stand kam. Ebenso erschien eine Gesandtschaft von dem Kaiser, die um näheres Aufsehen ansuchte. Endlich war auch ein Abgeordneter vom Herzog von Lothringen zugegen, der seinen Herrn entschuldigte und sich erkundigte, ob nicht ein Geleit für eine französische Gesandtschaft zu erhalten sey. Durch eine besondere Gesandtschaft von Savoyen wurde noch eine Vermittlung zwischen Frankreich und den Eidgenossen angetragen. Alles dieses mußte die Eidgenossen bey so ungleichen, oft entgegenstehenden Absichten und auch bey verschiedenen Gesinnungen unter sich in Verlegenheit setzen. Sie behalfen sich aber mit dem freundlichen Zurücknehmen.

Aber alle diese hohen Ehren und Vorzüge, welche den Eidgenossen widerfuhren, brachten ihnen doch mancherley Sorgen und Bemühungen. Bald hatten sie wegen der Eroberung, Einnahme und Bewahrung der Vogteyen, die sie sich vorbehielten, vieles anzuordnen und zu bestimmen. Bald machten ihnen die in Mailand stehenden Heere, ihre Bezahlung und ihr Rückzug, und die Sorge, voreilige Schritte zu verhüten, viele Mühe. Bald kamen ihnen ungleiche Gerüchte zu, daß man den jungen Herzog Karl von Oesterreich

in Mailand einsetzen wollte; bald daß ein rascher mailändischer Adel den Prinzen Sforzia einzusetzen sich unternommen hätte. Dann flüsterte man ihnen ein, daß die Mächte in Italien eigene Absichten hätten. Auch der Cardinal, der beständig in Mailand war, machte bisweilen gegen das Haus Savoyen und Venedig eigene Schritte, worüber man sich beschwerte. Das waren nur schwache Sorgen, die stärkere Zufälle ahneten und riefen.

Der Pabst in der erhabenen Freude über seinen Sieg und die erreichten Absichten seiner Rache wollte die bisher so trefflich bestellten und hochgeehrten Vertheidiger der Freyheit der Kirche, die Vorsteher des gewaltigen Volks an seinem Hofe sehen, und bat sich durch einen Legaten diese Ehre aus von den Abgesandten aller eidgenössischen Stände. Die Eidgenossen hatten auch kein Bedenken, diesem Ansuchen zu entsprechen, und foderten alle Stände zu dieser Reise auf und beauftragten sie, wegen Besitz des Fürstenthums Mailand, wegen des Kaisers Streit mit Venedig, wegen etwelcher Rücksicht auf einen Frieden mit Frankreich, wegen des Eintrittes in den h. Bund, wegen der Orte, so den Eidgenossen abzutreten wären, und der Bezahlung unbefriedigter Söldner zu unterhandeln.

Dem Kaiser Maximilian war es nicht genug, dem König in Frankreich Mailand entrissen zu haben, er wollte seinen Feind noch in größern Verlust und Verlegenheit setzen. Deswegen trug er durch eine Gesandtschaft den Eidgenossen an, mit einem Zug nach Burgund den König zu überfallen, und legte einen ausgemachten Entwurf über diese Unternehmung vor. Fünf-

zehnhundert Mann, theils Reiterei, theils Fußvolk, wollte der Kaiser geben; die Eidgenossen sollten mit ihren Pannern ausziehen, mit Harnisch und Waffen und aller Art nöthigem Kriegsgeräth. Länder und Schlösser, die man gewonnen, sollten beyden Theilen jedem zur Hälfte zukommen; wollten die Eidgenossen ihren Theil nicht behalten, so würde der Kaiser ihnen den Werth dafür erstatten. Die Eidgenossen gaben zuerst wenig Antwort; hernach aber aufgefodert von dem Monarchen, der das Land gern wieder erobert hätte, welches ehemals seinem Schwiegervater gehörte, und von Ludwig XI. demselben entrissen wurde, zeigten die Eidgenossen, wiewohl mit Geschäften überhäuft, ihren Willen mit wirklicher Zusage an.

Den Abgesandten an den römischen Hof widerfuhr eine ausgezeichnere Ehre, die ihnen zu der Zeit allenthalben auf dem Fuß nachfolgte. Möchte nur die Behandlung der Angelegenheiten diesem äußeren Schimmer stets entsprochen haben. Sie hatten kaum Florenz erreicht, als ihnen Caspar von Silenen, Hauptmann der päbstlichen Leibwache, entgegen kam und ihnen zum ersten Geschenk seidene Kleider brachte, bey ihrem Einzuge in großer Zierde zu erscheinen. Die früheren Gesandten beschenkte man nicht mit solchem Schmuck. Vielleicht wurden sie damals über ihren schwächern Aufzug von dem Hofgesinde bespöttelt. Der Pabst ließ sich bey ihrem Einzug an einen Ort hintragen, wo er seine mit so viel Kunst erworbenen Beschützer kommen sah und ihnen den Segen gab, welches keinen Gesandten jemals widerfuhr. Dann zogen sie in einem Gedränge von einer unermeßlichen Menge Men=

schen, die in den Straßen waren, langsam fort unter allgemeinem Jubelgeschrey und anhaltender Musik, nebst dem Abfeuern großen Geschützes, bis man sie in bequeme Wohnungen hinführte.

Einige Zeit nachher wurden sie zum feyerlichen Verhöre in den päbstlichen Pallast berufen, wo Se. Heiligkeit, umgeben von allen Cardinälen und von allen Gesandten der Könige und Fürsten, die eidgenössischen Gesandten empfing. Da hielt der oberste Zunftmeister Grieb von Basel, wahrscheinlich ein gelehrter Mann, eine lateinische Rede an den Pabst, worin er denselben wegen des Siegs über seine Feinde beglückwünschte, mit Bescheidenheit die eidgenössische Beyhülfe erwähnte und für so viele erhaltene kostbare Geschenke den demüthigsten Dank bezeugte und den allerhöchsten Wohlstand anwünschte.

Nachher ließ sie der Cardinal von Gurk, der kaiserliche Gesandte, zu sich bitten, und trug ihnen die Wünsche seines erhabenen Monarchen vor, daß die Eidgenossen in den heiligen Bund eintreten, sich näher wegen thätlicher Hülfe nach der Erbeinigung erklären und mit Venedig sich nicht verbinden sollten, weil dasselbe noch nicht genug gegen Se. Majestät entsprochen habe.

Dann aber trat der Pabst in eigner Person ohne Gegenwart von jemand anders mit den eidgenössischen Gesandten in eine eigene Unterhandlung ein, und erzählte ausführlich, wie Venedig, das doch in dem heiligen Bund begriffen war und zur Einnahme von Mailand treulich mitgeholfen hatte, dennoch weder dem Kaiser noch ihm, dem Pabst, genug gethan habe,

um einen dauerhaften Frieden zu haben. Deswegen bat der Pabst, daß man einige Abgesandte aus ihrer Mitte in Gesellschaft seiner eigenen Abgeordneten nach Venedig senden möchte, um den Frieden zu erzielen. Man entsprach ihm und ordnete Hans von Erlach von Bern und Peter Falk von Fryburg dazu ab. Allein man erreichte doch seinen Zweck nicht, und die zwey Abgeordneten trafen ihre Gefährten wieder zu Mailand an, mit denen sie in ihre Heimath zurückkehrten.

Man stellte dem Pabst dagegen auch das billige Ansuchen vor, den unbefriedigten Söldnern, die vor zwey Jahren in seinem Dienst gegen Mailand ausgezogen waren, den bisher versagten Lohn bey diesem freudigen Ausgang der Sachen jetzt zu entrichten; aber man erhielt die erwünschte Zusage nicht.

Selbst das Unrecht, das man oft so tief empfunden hatte, daß Begünstigte vom päbstlichen Hof, welche nicht immer die sittlichsten waren, mit dem Ansehen des höchsten Geistlichen, zum Schaden anderer Unschuldiger, in eidgenössische Pfründen eingesetzt wurden, dessen Hebung man innigst wünschte und erflehte, selbst dieses aufgehoben zu sehen, erhielt man ebenfalls nicht.

Dem jungen Fürsten sein Herzogthum Mailand zu gewähren, begehrte man, daß Pavia und Piazenza, die freylich der Pabst mit ihrer Zubehörde schon früher angesprochen hatte, aus Großmuth und Huld gegen den neuen Besitzer demselben eingeräumt werden möchte. Allein er sprach diese beyden Städte mit ihren Umgebungen als eine alte Vergabung von Kaisern und Königen an, die der Kirche schon im Alterthum ge-

macht wurde, nach Inhalt der Urkunde, die er vorlegte, und dabey mußte es bleiben.

Weniger ungünstig und freygebiger war er in einigen Dingen, die auf das Religiose Bezug hatten, wegen Ablaß, wegen Nachsicht über Speisen in Fastenzeit, wegen Feyertagen und andern Vorzügen, die man wünschte.

Wegen des Friedens mit Frankreich war nicht nur keine Rede, sondern ein ergehendes Gerücht schreckte den h. Vater. Er wollte wissen, zeigte er den Eidgenossen an, der König in Frankreich stehe in Unterhandlung mit dem jungen Fürsten von Mailand, und ermahnte die Eidgenossen auf ihrer Hut zu seyn und fest zusammen zu halten.

Diese nicht so leichte und angenehme Lage der Eidgenossen, die ihren Hoffnungen und Absichten nicht entsprochen hatte, machte den Aufenthalt an diesem Hof nicht so sehr erwünscht. Man zögerte nicht länger und nahm von dem h. Vater nicht mit der gleichen Freude Abschied, als man an seinen Hof gekommen war. Dennoch wurde man am Ende huldreich entlassen.

Nun stand den Eidgenossen noch in dem Jahre eine andere ausnehmende, aber auch nicht ganz befriedigende Ehre vor, den jungen Fürsten Maximilian Sforzia in das von ihnen eroberte Fürstenthum Mailand einzusetzen. Dazu wurden sie von dem Gouverneur allda eingeladen, weil der Prinz auf seiner Reise nach seiner künftigen Beherrschung schon derselben nahe gekommen sey. Da sandten die Stände eine Gesandtschaft von allen Orten nach Mailand. Dort geschah denn, was wenigen Freystaaten jemals zu Theil wurde, nämlich

die hohe Ehre, einen Fürsten, dem man sein Land erobert, in den Besitz desselben einzuführen. Dieß geschah bey einem veranstalteten feyerlichen Einzug des Fürsten Maximilian Sforzia, der mit vieler Pracht im Begleite zweyer Cardinäle und im Gefolge fremder Gesandten, der Räthe und der vornehmsten Bewohner erschien, bey einem großen Zusammenfluß des Volks. Die Eidgenossen als damalige Besitzer der Stadt versammelten sich bey dem Thor, und Ammann Schwarzmurer von Zug, der sich durch seine schöne Gestalt und Anmuth der Sitten auszeichnete, hielt, der italienischen Sprache kundig, die Anrede an den Fürsten. (So zogen die Eidgenossen jeden nach seiner Kenntniß hervor.) Burgermeister Schmid von Zürich bot dem Fürsten die Schlüssel der Stadt an; und so wurde der ganze Einzug prächtig vollzogen. Da die Räthe von Mailand schon mit den Eidgenossen im Namen des Fürsten alles abgeschlossen und berichtigt hatten, was die neuen Verhältnisse gegen einander erfoderten, so war ein langer Aufenthalt um so viel weniger nöthig, weil das Ende das Jahres nahe war. Demnach wurden die Eidgenossen mit prächtigen Gastmählern beehrt und ihnen so viel Vergnügen gemacht und auf alle mögliche Weise bezeuget, daß man ihnen den großen Dank für diese mit ihrer Tapferkeit erworbene und mit Großmuth eingeräumte Herrschaft schuldig sey.

O hätten die Eidgenossen das Glück gehabt, einen weisen Fürsten von erhabenem Geist und Muth einzuführen, der mit Klugheit und Standhaftigkeit Ruhe, Ordnung und treuen Gehorsam in dem durch viele schnelle veränderte Leitung schwankenden und abirrenden

Volk wieder hergestellt, und sich selbst Liebe und Achtung erworben, oder wenigstens den Rath und die Beyhülfe weiser Männer zu schätzen gewußt hätte, die ihm die große Kunst der Regierung beybringen konnten, wie wäre der Glanz dieser Einsetzung, der schon jetzt mit vielem Ruhm verbreitet war, unendlich größer und gesegneter gewesen! Vielleicht hätte ein solcher Fürst seine Regierung immer dauernd beybehalten, und vielleicht gar das so herrliche Italien zur Ruhe und zum Frieden gebracht. Dann hätte auch die große Entschädigung, die man den Eidgenossen unterweilen vorwirft, als wann der Fürst dadurch so eingeengt worden, daß er das nicht zu leisten vermochte, was er sonst hätte thun können, nicht so viel Aufsehens gemacht. Wirklich ist die Summe von 150,000 Dukaten groß, und die Eidgenossen ließen sich Beyträge wie die jährliche Pension von 40,000 rhein. Gulden nicht mißfallen. Aber doch ist es wahr, daß ihnen vom Kaiser auf dem Reichstag zu Trier die doppelte Summe der Entschädigung angetragen und solche hernach auf die Hälfte von ihnen zurückgesetzt wurde. Dabey hätte ein weiser Fürst nicht gelitten. Er würde entweder Nachlaß begehrt und dann ihn auch erhalten haben, oder er hätte mit Sparsamkeit und Vorsicht sich zu helfen gewußt.

So aber zeigte der Fürst in Schwäche des Geistes, ohne eigenen Trieb, Nachlässigkeit im Forschen, im Rathschlagen, in der Wahl seiner Diener und seiner Vergnügungen. Er ergab sich leichten Zerstreuungen, aber nicht ohne Aufwand, und ohne Mäßigung und ohne Anstand. Bekümmert war er nie und in Sorgen, außer wenn er von weitem ahnete, daß seine fürstliche

Beherrschung nicht von langer Dauer seyn könnte. Dann weinte er wie ein Knabe, auch schon vor den Eidgenossen, wann er etwas, das ihm gefährlich schien, vernommen hatte.

Nach diesem rühmlichen Unternehmen (daß es nicht besser gelang, war nicht ihre Schuld) und nach vielen Ehrenbezeugungen und vielfältigen Vergnügungen, die man ihnen von allen Seiten darbot, zogen die Eidgenossen erfreut und hoffnungsvoll wieder ihrer Heimath zu.

Die Capitel waren schon vorher mit der Regierung zu Mailand im Namen des jungen Fürsten berichtigt, meistens nach dem Inhalte der vorherigen Urkunde, nur daß jetzt auch die Ueberlassung der bekannten Schlösser und Länder an die Eidgenossen und die jährliche Erstattung von 40,000 rhein. Gulden darin ausgesetzt wird. Wegen der größeren Summe der Entschädigung war schon früher nach Uebereinkunft, so wie wegen der Termine der Bezahlung, eine sichere Abrede getroffen.

Zu verschiedenen Zeiten und mit anhaltendem Ersuchen hatte der Herzog von Savoyen noch ein Bündniß mit den Eidgenossen mit Angelegenheit verlangt, und es scheint, daß er von einigen Ständen sehr begünstigt wurde, da er doch immer Frankreich das Wort redete, und eine Vermittlung des Friedens mit dieser Krone antrug. Obschon es damals nichts weniger, als herrschende Gesinnung bey den Eidgenossen war, so leuchtete es aber doch allen Ständen ein, daß bey dem öftern Bedürfniß, in Mailand einzudringen, den Weg durch Savoyen offen zu haben, oder von diesem Hause

begünstigt zu seyn, in der gegenwärtigen Lage der Eidgenossen nicht gleichgültig seyn könnte. Einmal es gelang dem Herzog von Savoyen, mit den Eidgenossen eine nähere Verbindung einzugehen.

In dem Eingange nennen sich zuerst der Herzog Carl nach allen Würden und Ländern seiner Besitzungen, und die zwölf eidgenössischen Stände, also beyde Theile, die in diese Verbindung getreten, und rühmt man sich savoyischer Seits besonders der guten Nachbarschaft, die man von den Städten Bern, Fryburg und Solothurn und der Freundschaft der übrigen eidgenössischen Stände erfahren, mit denen das Haus Savoyen von langem her unter Genuß beyderseitig ersprießlicher Folgen in dem besten Vernehmen gestanden sey, welches die Ursache dieser nähern Vereinigung gewesen, die auf folgenden Punkten beruhe.

1. „Verpflichten sich beyde Theile, fürohin zu „trachten, daß jeder in seinem Land, so lange die „Verbindung währt, in Friede und Ruhe verbleiben „möge; einander ihr Land und Leute und Gebiet in „treuem Aufsehen zu haben und von beyden Theilen „keiner den andern zu beschädigen oder Krieg anzufangen, noch mit neuen Zöllen und Abgaben zu beschweren oder seinen Feinden und Beschädigern Beförderung, Hülfe oder Durchfuhr durch ihre Länder zu „gestatten." — Hier wird alles zusammen gedrängt, was sonst in verschiedenen Punkten gesetzt wird, das aber alles zum Frieden und Ruhe dienet, und der herrschende Begriff in diesen Punkten ist gutes Aufsehen, sonst unausgedrückte Hülfe, die man erwartet,

aber nicht allemal gerne thut; hier aber ist sie nur Aufsicht, denn die Hülfe kommt hernach.

2. „Dieser Punkt enthält die ganze Leitung des „Rechtsstandes„ sowohl wann die beyden Hauptheile „selbst oder besondere Personen gegen einen Haupttheil „oder dieser mit jenen in Ansprache sind. Da ist alles „vorgeschrieben, wie es gewöhnlich in den Bündnissen „von zwey Richtern und einem Obmann enthalten „ist, das ich zu wiederholen nicht nöthig finde. Aber „dieser Punkt enthält eine eigene Vorschrift, daß man „von beyden Theilen die liquiden Schulden, die zum „Vorschein kommen, einander einziehen lassen sollte; „wann es aber einem nicht möglich wäre, so sollte doch „der Richter nach Bedacht darin handeln." — Das ist ein ganz neuer Punkt, aber er befördert dennoch, was sonst nicht immer so leicht geschieht. — „Am „Ende dieses Punkts wird des gewohnten Weges ge„dacht, daß der Kläger den Beklagten vor seinem „Richter suche."

3. „Ist ein ungehinderter Handel und Wandel von „Weltlichen und Geistlichen und Kaufleuten und an„dern, beyden Theilen zugesichert, der von neuen Zöl„len und Abgaben immer unbeschwert bleibe. Dann „solle nur der Schuldner mögen verhaftet und Frevel „und Erbfälle an dem Ort, wo sie vorgehen und vor„fallen, gerichtet werden." — Hier ist auch wieder verschiedenes zusammengestellt, die Aufhebung neuer Zölle wiederholt, und verschiedenartig Wandelnder gedacht worden.

4. „Wenn jemand mit dem Herzog oder den Sei„nigen Streit hätte und die Eidgenossen als Richter

„anerkennen wollte, und diesen Vorsatz oder Recht-„gebot dem Herzog oder den Seinen anzeigte, und es „von demselben oder den Seinen nicht angenommen „würde, sollen die Eidgenossen nicht darauf bestehen." Hier scheint das Zutrauen gegen die Eidgenossen ein wenig zu schwinden. Aber es konnte doch Fälle geben, wo das sich Entziehen auch zu entschuldigen wäre, und am Ende mußte doch der Wille frey seyn an beyden Orten.

5. „Wenn einer von beyden Theilen mit Gewalt „angegriffen würde und er Hülfe erfoderte, so soll „ihm der andere zu Hülfe kommen. So wenn die Eid-„genossen feindlich angefallen würden und sie von dem „Herzoge Hülfe begehrten, sendet er ihnen in eigenen „Kosten sechshundert Reiter zu Hülfe, und so mehr, „wann die Nothdurft es erfodert und es im Vermögen „steht. Dagegen verheißen die Eidgenossen dem Her-„zog, wann er feindselig behandelt wird, auf Erfo-„dern sechstausend Mann Fußvolk als das Höchste in „dieser Erstattung, die der Herzog, des Monats jeden „Mann mit sechs Franken, besoldet und alle Speise „um feilen Kauf zugehen läßt. Sollten den sechstau-„send Mann noch andere nachlaufen, denen soll der „Herzog nichts zu geben schuldig seyn, als wann er „es gerne thun will. Dann soll er auch unsere Krie-„ger nicht auf dem Meer oder über dasselbe, sondern „nur in seinem Staat und Herzogthum gebrauchen. „Beyde Theile versichern, daß sie gegenseitig die Hülfe „nicht zu fodern haben, wann der, so aufgefodert „werden sollte, in eigenem Krieg verwickelt ist. Uebri-„gens versehen die Eidgenossen ihre abzusendenden

„Völker selbst mit Hauptleuten." — Die Hülfe ist freylich von beyden Seiten verschieden an der Zahl. Aber die eine wird von dem Leistenden verköstigt, die andere wird von dem besoldet, dem sie zugesandt wird. Von den Nachlaufenden sollte kaum etwas in einem solchen Vertrag erscheinen. Die Vorschriften wegen des Gebrauchs fangen an Sitte zu werden, und die Wahl der Hauptleute ist ein Vorzug des Hülfe sendenden Theils.

6. „Zu mehrerer Bekräftigung dieses Vereins, und „Irrthum, Streit und Unannehmlichkeiten auszuweichen, sollte kein Theil dem andern zum Schaden oder „Nachtheil einige fremde oder ausländische Ansprachen „für sich annehmen; auch kein Theil dem andern seine „Angehörigen in Schirm-, Bürger- oder Landrecht „aufnehmen, außer man wollte an einen Ort hinziehen „und daselbst hausheblich sich niederlassen." — So wirft man sich in den Savoyischen Bündnissen einander die Schwachheiten vor, wie ehemals die Herzogin Jolanda den unerlaubten Durchzug feindlichen Volks; nun eben so leise die neuern Vermächtnisse. Damit es aber nicht auffalle, so hat man es mit einem gewohnten Punkte umfaßt.

7. „Um dieser Verbindung desto mehr freundschaftlichen Nachdruck zu geben, verheißt der Herzog den „sämmtlichen Ständen jährlich, so lange dieses Bündniß dauert, einem jeden 200 rhein. Gulden den ersten „Herbstmonat jedes Jahres in der Stadt Bern zu „entrichten." — Dieses ist Uebung, so lange die oft entworfenen schönen Veränderungen nur unerfüllte Entwürfe bleiben.

8. „Das Bündniß soll fünf und zwanzig Jahre „Bestand haben, und von Zeit zu Zeit, es im Ge„dächtniß zu erhalten, öffentlich vorgelesen werden. „Der Herzog behält sich vor, den h. Stuhl, den Kai„ser und das h. römische Reich. Ebenso die Eidgenos„sen den h. Vater, die h. römische Kirche, den Kaiser „und das h. römische Reich mit den übrigen Verbin„dungen." — Der Vorbehalt der Eidgenossen zeugt von einiger Abweichung der vorherigen Ausdrücke, die von ihrer jüngsten Verbindung herrühren mag. Auch die drey Städte sind besonders vorbehalten. Dann versprachen beyde, der Herzog bey fürstlicher Würde und Ehre, die Eidgenossen bey ihren Eiden, die sie ihren Städten und Ländern geschworen haben, alles Vorgeschriebene getreulich zu halten und zu erfüllen. Die Urkunde ist gesiegelt von dem Herzog und den XII. Ständen. Geben zu Luzern auf Freytag nach St. Bartholomäus-Tag.

Diese Vorzüge, so den Eidgenossen in diesem Jahre zu Theil wurden, noch mehr zu erhöhen, fiel den IV. Städten Bern, Luzern, Freyburg und Solothurn die Erwerbung der Grafschaft Neuenburg zu, da der junge Graf, der in dem mailändischen Krieg dem König in Frankreich zuzog, deswegen den Städten Ursache gab, sich seiner Grafschaft zu bemächtigen und sich von den Angehörigen derselben die Huldigung leisten zu lassen, und dieses Land als eine gemeinsame Herrschaft zu betrachten, die hernach auch andern Ständen zugetheilt wurde. Die vier Stände kamen auch wirklich noch dieß Jahr zu Neuenburg zusammen, und machten eine genaue Beschreibung von allen Einkünften

und Ausgaben, faßten einen Eid ab für den Landtag und die Unterbeamteten, ließen denselben beschwören und setzten ihnen ihre Besoldungen aus.

So floß dieses Jahr den Eidgenossen unter vielem Gelingen, ohne sich anzustrengen und im Genuß von vieler Ehre und Freude dahin, von dem Lobe zufriedener Mächte begleitet, die ihre besten Wünsche erfüllt sahen, ohne eigenen Aufwand von Kraft oder wichtigen Unternehmungen.

(1513.) Dieß folgende Jahr brachte den Eidgenossen auch in der Tapferkeit hohen Ruhm, aber verbunden mit vieler Arbeit, in vielen wichtigen Unterhandlungen und den Gefahren des Kriegs und tiefem Verlust ihrer Völker, so daß in vielen Häusern und Hütten innigste Trauer war. Denn sie fühlten auch schon früh, daß, wenn Frankreich seine verlorenen Länder wieder erringen wollte, der größte Widerstand auf ihre Schultern fallen würde. Zwar hatte der König nicht gerne Krieg mit den Eidgenossen, und vermied ihn ehemals mit einem entgegengehenden Frieden. Deswegen suchte er schon am Ende des vorigen Jahres ein Geleit für seine Gesandten zu erhalten, und hernach näher einzutreten. Da aber nichts Gedeihliches abgeschlossen war, so eilte der König, jetzt seinen Gesandten den Zutritt zu den Eidgenossen zu erhalten, der nun weniger schwierig war.

Auf einer Tagsatzung zu Luzern erschien eine außerordentlich angesehene Gesandtschaft, welche die Annäherung des Friedens zu erzielen sich alle Mühe gab. Es kam auch wirklich so weit, daß der König die beyden Schlösser Lauis und Luggarus, wo er bisher

noch seine Besatzung hatte, den Eidgenossen mit allem nicht unwichtigen Kriegsgeräthe, daß sich darin fand, ganz abtrat, so daß die beyden Herrschaften zur Verwaltung und Besorgung den Eidgenossen übergeben wurden. Ja man ließ sich gefallen, die verschiedenen Ansprachen an den König, daran es niemals mangelte, durch zwey königliche Commissarien und zwey eidgenössische Gesandte untersuchen und beylegen zu lassen, das eine ziemliche Bemühung und Arbeit verursachte, wo aber wenig Zuverlässiges und doch Vieles von den neuen Angehörigen von Lauis und Luggarus zum Vorschein kam.

Indessen machte dieser Vorgang bey den Mächten, die Frankreich zuwider waren, ein großes Aufsehen. Es mangelte nicht an Bothschaften vom Pabst und von Mailand, welche die Eidgenossen warnten und baten, nicht allzusehr mit dem Könige sich einzulassen, sondern der bestehenden Verbindungen eingedenk zu seyn. Dann machte die Spanische Besatzung, die auch in Mailand lag, den Eidgenossen Sorge und Mühe, daß sie zu viel Einfluß haben möchte, und so stellten sie den Regenten vor, derselben Verminderung oder gar den Rückzug zu erhalten.

Bald aber beschloß Pabst Julius II. in dem größten Gefühle seines Glückes, die Herrsch- und Rachsucht, die ihn zu vielem Unrecht verleitet hatte, befriedigt zu sehen, sein Thaten- aber nicht Tugendreiches Leben, und machte es den übrigen Mächten desto angelegener, den jungen Fürsten nicht zu verlassen; deßnahen sandte der Kaiser ungesäumt eine

Bothschaft an die Eidgenossen, sie zu warnen, daß sie sich nicht von Frankreichs List und schlauen Maßregeln verleiten lassen, den Fürsten, den sie eingesetzt hätten, und dessen Beschützer sie wären, zu verlassen, oder in Gefahr zu setzen. Dann foderte er 6000. Mann. Die Eidgenossen verhießen, alle Sorge und treue Rücksicht auf ihre Verbindungen zu haben; aber mit Hülfe zu entsprechen, sey ihnen in der Ungewißheit, wie sie mit Frankreich stehen, nicht möglich.

An dem angesetzten Tage, wo man näher mit Frankreich über den Frieden verhandeln wollte, gab man doch den Gesandten von Mailand den ersten Zutritt und Verhör. Diese baten dringend, bey der bevorstehenden Handlung mit Frankreich ihren jungen Fürsten zu bedenken, der die Eidgenossen wie seine Väter ansehe, und mit seinem treuen Volk alles aufbieten werde, um mit Gut und Blut ihren Beschützern beyzustehen, und alle Gefahr mit ihnen zu theilen.

Hernach erschienen die Gesandten des Königs, an deren Spitze ein naher Verwandter des Monarchen, Herr von la Tremouille, und der Erzbischof von Marseille stand; diese sollten nun die Friedensbedingnisse der Eidgenossen vernehmen, die sie über den Entwurf der Französischen Botschafter zusammen getragen hatten.

1. Daß in dem allfällig errichtenden Frieden der h. Stuhl, der Kaiser Maximilian, das deutsche Reich, und alle die, mit denen man in früherer Verbindung stehe, vorbehalten seyen, und daß der Friede ihnen nicht zu einigem Abbruch gereichen möge.

2. Daß der König die beyden Schlösser zu Mailand und zu Cremona den Eidgenossen abtrete, und solche, zugleich mit der Grafschaft Asti dem Fürstenthum Mailand entzogen, dem jungen Fürsten Sforzia überlasse.

3. Daß die Ansprachen besonderer Personen von Commissarien beyder Theile untersucht und darüber abgesprochen werden soll.

4. Daß endlich zuletzt davon zu reden sey, was den gemeinen Armen zu ersetzen sey, für ihre Kosten, wie des Königs Botschaft auch dessen erwähnt habe.

Dann ward den Botschaftern höflich angezeigt, daß sie abreisen und des Königs Gesinnungen vernehmen werden, die sie dann wieder gütig mittheilen wollten. Allein die Gesandten baten sich aus, noch weiter zu verweilen, da der Herr von la Tremouille sich anerbot, selbst an den Hof zu reisen, und alles Mögliche zu thun, den König zu dem Frieden zu bewegen, wo er dann auf Pfingsten wieder erscheinen würde. So sollten die übrigen Gesandten als Gewährleister seines Versprechens hier verbleiben. Man entsprach endlich in Erwartung, daß keine Art von Hinzug unerlaubten Krieger geschehe.

Der Kaiser, der immer aufmerksam auf alles war, was in Frankreich vorging, unterließ nicht, durch neue Botschafter wiederholt zu warnen, daß man sich nicht übernehmen lasse; freylich forderte er auch die 6000. Mann wieder, die er zu einem Krieg mit Frankreich nöthig habe, der den Eidgenossen ebenfalls nicht unzuträglich war. Dann versicherte er für diese Völker nicht nur alle mögliche Sorge zu tra-

gen, sondern auch beym Ausbruch des Krieges wegen Mailand selbst die nöthige Hülfe an Reisigen und an Geld zu geben.

Der neue Pabst Leo X. dieser den Wissenschaften und Künsten bekannte, und darin mit Feinheit geübte aber für die leichtern Freuden dieses Lebens und oft zu harten Schritten sich hinneigenden Fürst und Vorsteher der Kirche, foderte von den Eidgenossen die Erneuerung des mit seinen Vorfahren gemachten Bundes, und zeigte dadurch, daß er den Absichten seiner Vorfahren getreu bleibe, hinterhielt auch nicht die zuverlässige Nachricht von den Zurüstungen, die von Frankreich immerfort gemacht werden.

Dieß alles vermochte die Eidgenossen zur Absendung von etwas mehr als 4000 Mann nach Mailand, die theils von den Ständen selbst, theils von Verbündeten, von Municipalstädten und gemeinsamen Angehörigen gesammelt, mit ihren Fahnen am Abend vor der Auffarth auszogen.

So war der erste Schritt gethan, den die au Frankreich eifersüchtigen Mächte wünschten, und zu dem sie die Eidgenossen anreizten ohne eigenen Antheil daran zu nehmen.

Auch in dieser Absicht hatte der Pabst einen Legaten an die Eidgenossen abgesandt mit der Nachricht von den großen Anstalten des Königs gegen Mailand; und um denselben mehr Muth zu machen, anerbot er die von dem vorigen Pabst noch immer unbefriedigten Söldner zu bezahlen, wozu er dermalen eine beträchtliche Summe leistete, und das Uebrige nach Untersuchung beydseitiger Commissarien zu bezahlen

und die ausstehenden Pensionen zu entrichten verhieß, in Hoffnung, man werde das mit dem vorigen Pabst gemachte Bündniß erneuern. Die Eidgenossen versicherten, daß sie dasselbe die Jahre aus, so lange es noch dauere, beybehalten werden.

Auch dem Kaiser antworteten die Eidgenossen, daß sie die Reisigen, die er bis auf 1000. Mann verheißen aber zugleich bemerkt hatte, daß die Hälfte von den Venetianern darin begriffen sey, mit Ungeduld erwarten, wenigstens die Hälfte davon, nebst den 16,000 Gulden, um des Monats 8000 Krieger damit zu besolden. Aber weder das eine noch das andere erfolgte zur Zeit, da es nöthig war.

Da nun die Zeit anrückte, daß die Gesandtschaft von Frankreich die verheißene Antwort auf den gemachten Vorschlag des Friedens geben sollte, langte die widrige Nachricht ein, daß die unterweilen im Land gebliebenen Französischen Gesandten mit großem Trieb eidgenössische Krieger, ihrem Dienst zuzulaufen, aufbrächten in großer Anzahl. Dieses veranlaßte eine schnelle, starke Untersuchung, wo man selbst bis auf die Angesehenen drang, die damit sich abgegeben hatten, und zu ernsten Vorstellungen schritt, dieses verderbliche Unternehmen zu verhindern und zu bestrafen.

Von da an waren alle Friedensgedanken auf einmal erloschen, und man beeilte sich, einen größern Zuzug nach Mailand zu sammeln, je offenbarer es war, daß ein beträchtliches Heer, von den vortrefflichsten Feldherren geleitet, sich aus Frankreich gegen Mailand hinziehe.

Der erste Auszug der Eidgenossen von 4000

Mann war unterdessen in Mailand angelangt, und von dem Herzog mit Freude und Ehre empfangen, als sich ein zweiter größerer Auszug von 8000. Mann mit vieler Behendigkeit sammelte. Dieser theilte sich in zwey Haufen, um die Reise unbekümmerter in Absicht auf den Unterhalt zu machen. Bern, die IV. Waldstädte, Freyburg, Solothurn, Biel und Wallis zogen über den Gotthard; Zürich, Glarus, Schafhausen, die zugewandten Orte, und die aus den Gemeinen Herrschaften Gezogenen nahmen ihren Weg durch Rhätien über den Vogelberg.

Dem Feinde näher zu treten, mußte der erste Auszug der 4000. unter Anführung des Fürsten, den sie beschützten, nach Navarra ziehen, und schlossen sich in diese wegen Waffenthaten berühmten Stadt ein. Daselbst wurden sie bald von den Franzosen belagert und zur Uebergabe aufgefordert, welche aber der Hauptmann Weingarten von Bern, der Anführer des Kriegsvolks, mit Verachtung abwies. Die Eidgenossen hatten so wenig Furcht vor dem Feinde, daß sie die Thore der Stadt offen ließen, und die Feinde durch dieselben mit großem Geschütz in die Stadt schossen. Aber eine Zahl rascher Eidsgenossen eroberte mit Eile das Geschütz, und wandte es gegen die Belagerer. Die nicht so starken Mauern fielen an einigen Orten ein, so daß der Feind durch den offenen Raum eindringen konnte. Allein die Eidgenossen machten, ohne andere Anstalten, mit ihrem Muth und mit ihrer Brust eine feste Gegenwehr. Die Landsknechte versuchten einen Sturm, und fochten heftig; aber sie wurden so von den Eidgenossen

zurückgetrieben, daß sie die Flucht ergreifen mußten. Ihr Feldherr fiel sie mit heftigem Zorn an: „Sind dieß die Feigen, die sich so groß gemacht, über die Schweizer zu siegen? Kehrt zurück und sammelt euch wieder." Aber es war umsonst. Sie sprangen noch heftiger. Das hatte der erste Auszug der Eidgenossen gethan. Die Stadt wurde von den Belagerern verlassen, und das feindliche Heer zog sich in ein Lager.

Bald hernach erschien die erste Abtheilung von dem zweyten größern Zuzug der Eidgenossen, der den nähern Weg über den Gotthard genommen hatte, zu Navarra in glücklicher Ankunft, und wurden von ihren durch kühne Thaten schon sich auszeichnend fühlenden Brüdern, die ihre Unternehmungen nicht hinterhielten, mit vieler Freude empfangen. Das bisherige Gelingen, der dadurch angefachte Trieb der neu Angekommenen und die Betrachtung, auf der einen Seite das warme Gefühl des Sieges nicht verrauchen zu lassen, auf der andern die Verlegenheit über den Verlust auch zu nützen, erregte bey den Hauptleuten und Anführern der 10,000 Mann die Begierde, wozu das Volk auch stimmte, auf Morgen die Schlacht zu wagen ohne ihre Brüder von der zweyten Abtheilung zu erwarten, die vor Morgen Abends kaum erscheinen konnten.

So war der Entschluß zum Angriff des feindlichen Lagers genommen. Das feindliche Heer, von den geübtesten und vortrefflichsten Heerführern angeführt, bestand aus 40,000 Mann, worunter 12,000 Landknechte waren, die man den Eidgenossen gleich

geachtet hielt, und die sich dessen gerne rühmten. Das Lager war mit Schanzen umgeben, und diese mit großem Geschütz ausgerüstet und wohl versehen. An allen Bedürfnissen des Kriegs fehlte es auch nicht. Gegen eine solche Gewalt nahmen es die Eidgenossen allein auf, ohne ihre Verstärkung zu erwarten. Sie theilten ihr bescheidenes Heer in drey Haufen. Der eine von 1500 Mann sollte zur Seite anrücken, die Feinde umziehen, und das große Geschütz erobern. Der andere von 2,500 Mann sollte den ersten Angriff machen, und die übrigen 6000 zudringen, und den im Kampf Begriffenen den höhern Beistand leisten. Aber im Anfange wollte nicht alles gelingen. Die Feinde bemerkten die Absicht des Corps, das sie umziehen wollte, wandten sich schnell und feuerten desto heftiger auf sie zu. Da fielen viele, und die übrigen trennten sich, eilten den Graben zu, oder flohen gar aus der Schlacht, bis ein starker Zug auf die Kanonen losging und sie eroberte, welche er dann selbst gegen den Feind richtete. Da sammelten sich die Zerstreuten wieder. Auch die Reisigen des Feindes fielen einmal so hart ein, daß sie das Fußvolk der Eidgenossen aus einander sprengten. Aber auch das kehrte bald wieder zurück. Unterweilen wurde die Schlacht immer heftiger. Das Fußvolk hielt lange den harten Kampf aus. Zwey Male mußten die Eidgenossen gegen neuanrückende Völker kämpfen, bis endlich die Flucht begann, und hernach allgemein ward. Im Gefühle der Noth, so die Eidgenossen erlitten, fielen sie desto unerbittlicher über die Fliehenden her und verfolgten sie lange und mit großer

Niederlage. Die Fliehenden warfen ihre Waffen weg und wurden von den erbitterten Landleuten auch noch umgebracht. Die Beute des ganzen offenen Lagers, dergleichen der Schwabenkrieg keine geliefert hat, reichte an die frühern Burgundischen. Viele Fahnen und ein Französisches Panner, dreyßig Stück großes Geschütz, Harnisch und Waffen von jeder Art für eine große Zahl Volkes, Speise und Trank im Ueberfluß und Gold und Silber in wichtigem Betrag fand sich und fiel den Eidgenossen zu, so daß sie Mühe hatten so viele Wagen und Vieh aufzutreiben, um alles in die Stadt zu bringen.

Der junge Herzog wollte bey der Schlacht gegenwärtig seyn, aber man verschonte ihn damit, und wies ihm einen Platz an, wo er den Ausgang erwarten konnte. Gegen die Hauptleute konnte er seine innigste Freude und tiefgefühlten Dank nie genug ausdrücken, und umarmte sie mit Thränen im Auge als Väter und Beschützer. Alles war erstaunt über die That. Die gelehrtesten Geschichtschreiber Italiens konnten diesen Riesenkampf nicht genug erheben.

Unterdessen hatte die zweyte Abtheilung des Zuzugs der Eidgenossen sich genähert, und traf einen flüchtigen Krieger an, der ehedem sich tapfer gehalten hatte. Dieser sagte ihnen, es sey alles verloren und zerstreut von den Eidgenossen, so daß sie einen wichtigen Rathschlag hielten. Die einen wollten noch hinziehen und ihre Brüder, ihre Lage möchte seyn, wie sie immer wollte, nicht verlassen. Andere wollten vorsichtiger seyn und einige Ausschüsse absenden, sich zu erkundigen, wie es sey. Da kam ein Prie-

ster zu ihnen, der das Heiligthum trug. Dieser bezeugte bey demselben, daß er gesehen habe, daß die Reisigen einen Haufen Eidgenossen getrennt hätten. Weiters könne er nichts sagen. Auf diesen bessern Bericht vereinigte sich alles, dahin zu gehen, wo ihre Brüder sich befinden, und ihr Schicksal mit ihnen zu theilen. Und so kamen sie mit Freude zu Navarra an, wurden liebreich aufgenommen und freuten sich mit ihren Brüdern über den herrlichen Sieg, den ihnen Gott verliehen hatte. Aber derselbe war dennoch mit einem Verlust verbunden, den sie in ihren berühmten Schlachten kaum jemals erlitten hatten; 1500 Todte zählten sie, und 500 Verwundete. Diese treu zu besorgen machten sie Anstalt. Aber der Feind hatte bis auf 10,000 in der Schlacht und auf der blutigen Flucht bis auf seine eigenen Gränzen verloren.

So hatten die Eidgenossen einen viermal stärkern Feind allein und ohne andere Hülfe, die ihnen doch verheißen war, in einer so rühmlichen Schlacht überwunden, und ihren begünstigten Fürsten von seinem Feinde befreyt; und, nachdem sie alles Nöthige und Gemeinsame besorgt hatten, zogen sie mit Zurücklassung einer Besatzung nach Hause.

Das ist der zweyte aber heftigste Krieg, den die Eidgenossen gegen den sonst so gütigen König, Ludwig XII. zu führen genöthigt waren. Den ersten hatten sie wegen Bellenz, dasselbe für die III. Stände zu erhalten, unternommen und den zweyten zur Beschützung eines schwachen, aber ihnen empfohlenen und von ihnen eingesetzten Fürsten ausgeführt.

Nun steht uns noch die härteste Schlacht bevor. Darauf folgte der ewige Friede, und von der Zeit an hatten die Eidgenossen keinen Krieg mehr gegen Könige, aber stritten nachher noch oft an ihrer Seite, nach und nach mit mehrerer Mäßigung und Ordnung, mit Treue und Tapferkeit bis auf den heutigen Tag. Mit Bedauern dürfte man doch sagen, daß der gute König diese Niederlage (da er oder vielmehr seine ungezähmten Diener durch den immer nährenden Trieb zum Nachlaufenlassen unserer Krieger verhaßt wurden), so viel Elend und Unruhe, Neid und Bitterkeit und verderblichen Stolz und Pracht in Familien verursacht hatte.

Kaum war ein Theil der Eidgenossen, von ihrer Rückkehr ermüdet, in ihrem Vaterlande eingetroffen, da der größere derselben noch im Feld war, als der Kaiser, ohne eingedenk zu seyn, daß er sie zwar zum Kriege gereizt habe, aber den Arbeitenden in der dringenden Noth nicht beygestanden sey, schon eine andere Waffenthat von den Eidgenossen durch seine Gesandten verlangte; nämlich dem erschrockenen König einen Einfall in seine eigenen Länder zu thun. Allein die Eidgenossen, obgleich der Kaiser ihnen mit Bezahlung der 16,000 Gulden, die er für den Auszug nach Mailand zu entrichten verheißen hatte, und mit ausstehenden Pensionen begegnete, und sich wegen unterlassenem Zuzug der Reisigen entschuldigte, mußten doch natürlich sich so erklären: „Da der „größere Theil von ihrem Kriegsvolk noch im Felde „wäre, sey es ihnen unmöglich, auf eine andere „Unternehmung zu denken.“

Denn in der Zeit fielen jene Unruhen ein, die den Eidgenossen, von Mißvergnügen und unguten Argwohn erzeugt, viele Mühe und schwere Sorge machten und ihre Siegesfreude verkümmerten und trübten. Dann lagen noch viele Geschäfte auf ihnen in Mailand, um die Folgen des Friedens und Alles in eine sanftere Leitung zu bringen.

Allein der Ruf des Kaisers, der wiederhohlt an die Eidgenossen erging, und das wichtige Bedürfniß, das ehemals in dem größten Freystaat vorwaltete, Unruhen mit neuen Auszügen zum Krieg auszulöschen, bewog die Eidgenossen, nicht länger zu säumen, dem zudringlichen Begehren des Kaisers Gehör zu geben, und mit ihren Pannern auszuziehen, um einen Einfall in Burgund zu thun. Merkwürdig ist, daß die Stände den Hauptleuten Vollmacht gaben, allenfalls an einem Frieden zu arbeiten, da sie sonst diese Arbeit für sich behielten. (Ob etwa zum Schlagen nicht alle Gelegenheit war?) Der Kaiser theilte diese Unternehmung mit thätiger Hülfe, sandte eine beträchtliche Anzahl Reisigen und setzte zum Anführer über sie den Herzog Ulrich von Würtemberg, verhieß auch 16,000 Gulden für jeden Monat. So entsprach er in diesem Kriege, wo er eigene Absichten hatte. Die Abrede war, daß man auf einen gesetzten Tag zusammenkommen wollte, und alle fanden sich an demselbigen ein. Sie erschienen auch meistens nicht nur mit dem aufgefoderten Zuzug, sondern auch mit mehr Mannschaft, die ihnen unabgewehrt folgte, und so zogen sie ungesäumt und ungehindert bis vor Dijon in Burgund, und das ganze Heer erstreckte sich

bis auf 30,000 Mann mit Geschütz und allem Kriegsgeräth wohl versehen. Dieses erregte um so viel mehr bange Sorgen in dem Königreiche, weil es schon an verschiedenen Orten von drey feindlichen Mächten angegriffen war, und die sonst große Gefahr unendlich vermehrt wurde. Der Herzog von la Tremouille, der unlängst als angesehener Botschafter bey den Eidgenossen war, und den Vorschlag des Friedens dem König beliebt zu machen verheißen hatte, war zu dieser Zeit Statthalter von Burgund und zog in Eile so viele Völker, als er konnte, in die Stadt Dijon zusammen, welche mit Geschütz und Lebensunterhalt wohl versehen war. Aber ihre schwachen Mauern und Thürme, des Alterthums Schutz, den man in Innern des Landes für stark genug hielt, mochten den harten Anfall des großen Geschützes nicht aushalten, und die Eidgenossen unterließen nicht, dasselbe desto mehr anzuwenden, je mehr sie den guten Erfolg davon bemerkten. Als dieses der schlaue Statthalter wahrnahm, und die große Gefahr, die der Stadt und dem ganzen Lande bevorstand, handelte er mit dem starken Gewicht seiner einnehmenden Beredtsamkeit, mit freundlichem, liebreichem Begegnen, mit rührenden Vorstellungen und Erinnerungen an die treue Freundschaft und edle, vertrauliche Gesinnungen des Königs, und mit einer Klugheit, die allen mit Sanftmuth und Milde begegnete, um die Hauptleute zu gewinnen, daß sie sich bereden ließen, in eine Unterhandlung einzutreten. Der Herzog Ulrich widersetzte sich diesem Vorsatz, der seinem erhaltenen Auftrage zuwider wäre. Allein die Haupt-

leute hatten Vollmacht zu schließen, und glaubten durch ihre bisherige Anstrengung der Kraft, das Recht, den Frieden zu machen, erlangt zu haben, der auch mit Anstand und Würde beschlossen ward. Man hat noch den Inhalt der verschiedenen Punkte dieses Friedens, die ich anführen werde.

1. Soll der König in Frankreich dem Pabst die abgenommenen Städte und Schlösser mit Land und Leuten zurückstellen. — Das war eine Beruhigung des Oberhaupts der Kirche.

2. „In diesen Bericht sollen eingeschlossen seyn „das Bündniß und die Vereinigung, so die Eidgenossen „mit dem Kaiser eingegangen hätten, auch alle „Länder, so der Kaiser und das Haus Oestreich an „den Grenzen von Frankreich besäßen, und so der „Herzog von Würtemberg und seine Länder." — Hier bemerkt man den zustimmenden Herzog und daß er seinen hohen Auftrag so wenig, als die Eidgenossen ihre Ehrfurcht für den Kaiser nicht vergessen hatten.

3. „Das Herzogthum Mailand, die Grafschaft „Asti und das Schloß Cremona mit ihren Zubehörden „sollen den Eidgenossen übergeben werden, und der „König die Besatzungen in jenen beyden Schlössern „zurückziehen und aller Ansprache an Mailand, Asti, „Cremona entsagen und dieselben aufgeben." — Das „war eine schwere, aber weit und tiefleitende Aufgabe.

4. „Wider der Eidgenossen, oder des mehreren „Theils unter ihnen Wissen und Willen sollen keine „Krieger aus der Eidgenossenschaft von Frankreich „angenommen, aufgebracht und besoldet werden." — Wie oft hat man umsonst diesem für Frankreich

selbst so nachtheiligen Uebel zu wehren gesucht? Wie oft wurde man vom Kaiser dazu aufgefordert?

5. „Soll von Frankreich den Eidgenossen wegen „diesem Auszug, 400,000. Kronen in zwey Abtheilungen entrichtet werden; die eine inner den nächsten vierzehn Tagen von dem Tag des unterzeichneten „Friedens an gerechnet, die zweyte mit Martini dieses Jahres ohne Kosten in Zürich zu erstatten. Eben „so sind dem Herzog von Würtemberg 8000. Kronen und seinen Reisigen, Adelichen und Zeugmeistern 2000. Kronen zu bezahlen." — Alles ist nach den Sitten der damaligen Zeit. Bey dieser Foderung ist jetzt nichts vergessen, aber wohl hernach.

6. „Es sollen auch die Ansprecher, die an den „König noch Foderungen zu machen haben, das „Recht zu suchen und denselben zu belangen befugt „seyn." — Dieß hatte der König in frühern Zeiten auch schon erfahren und zugelassen.

7. „Der König behält sich den Pabst, und alle „so mit ihm in Vereinigung begriffen, vor, so wie „die Eidgenossen auch den h. Stuhl, das h. Röm. „Reich und ihre frühern Verbindungen."

Aber wer gewährleistete nun die großen Summen, die in dem Frieden ausgesetzt sind? Wer anders, als Geisel, so die Eidgenossen mitnehmen konnten? Der schlaue Statthalter gab ihnen seinen Enkel Hermann Messie're und noch vier andere, die aber nur gemeine Bürger waren, doch schnell in der Gestalt und Kleidung des hohen Adels erschienen und dafür ausgegeben wurden. Die ganze Handlung ließ der Herzog nach Wunsch abfassen, weil er über-

zeugt war, daß sein König sie nicht annehmen würde, und sie also keinen Bestand hätte und er diesen Vertrag nur als eine gebahnete Straße für die Rückkehr dieses beträchtlichen Heeres ansah und gebrauchte. Auch währte es nicht lange, nachdem die Eidgenossen zu Hause waren, daß der König auch ihnen dieses wirklich bezeugte. Er beschalt öffentlich den Herzog, daß er seine Pflicht überschritten, und drückte ihm in Stillen die Hand mit Dank, daß er durch die Schwäche der Eidgenossen, die er nur zu oft geprüft und denen er öfters auch so liebreich, herablassend, zutraulich begegnet war, aus der gefährlichsten Lage, in die er jemals gerieth, befreyt wurde. Sie hatten dennoch einen Frieden gemacht, der vielem Unguten abgeholfen hätte, wenn er zu Stande gekommen wäre.

Dieser Auszug gab Anlaß zu vielen unguten Reden, die aber nach und nach wieder verschwanden und den König zum Abfinden mit dem Pabst und zum Rückzug seiner Besatzungen aus dem Mailändischen, wenn schon andere Umstände auch dazu mitwirkten, bewogen. Von den Geiseln wußte sich der Herr von Messie're zwar nicht ohne Lebensgefahr zu entfernen, und da ward es desto eher von den übrigen kund, daß sie nur gemeine Bürger wären. Den Hauptleuten, die den Frieden unterschrieben hatten oder wenigstens einigen aus ihnen, kam es nicht in den Sinn, daß dieß nicht Bestand haben könnte, was sie verfügt. Aber umsonst hatten sie auch nicht unterschrieben. Und so hielten auch unsere weisesten Staatsmänner das für eine von der Gefahr abge-

nöthigte List. Endlich um die schwächern Geisel aus ihrem langen, schweren Aufenthalt zu retten, wurden den Eidgenossen 13,000. Kronen von Frankreich entrichtet.

Sowohl von der Regierung zu Mailand durch Abgeordnete mündlich, als von dem Kardinal von Sitten, der in dortiger Stadt sich aufhielt, schriftlich bekamen die Eidsgenossen viele Nachricht von dem daselbst einrückenden Kriegsvolk verschiedener Mächte, und desnahen entstehendem mehrern Einfluß derselben, auch von einer nöthigen Einsicht und Leitung über den Gang der Sachen daselbst. Da entschlossen sich die Eidgenossen nach des Cardinals Rath, von einem jeden der XII. Stände einen Gesandten nach Mailand abzusenden, die Lage der Sachen zu untersuchen und das Nöthige anzurathen, einzuleiten und zu verfügen, und da bald hernach Frankreich, wegen ausgebrochenen Krankheiten bey den Besatzungen in den Schlössern Mailand und Cremona, sein dort stehendes Kriegsvolk zurückzog, ordneten die Eidsgenossen 6000 Mann, nämlich vierhundert von jedem der zwölf Stände und zweyhundert von jedem der zugewandten Orte zur Besatzung dieser zwey wichtigen Orte, welches bey den Mächten Aufsehen machte, da ein jeder Eintritt der Krieger in dieser Zeit gegenseitigen Argwohn erweckte. Im übrigen fanden die Abgesandten, welche in Mailand waren, bey näherm Eintritt in die Geschäfte, daß es unvermeidlich nothwendig sey, zwey eidgenössische Gesandte in Mailand sich aufhalten zu lassen, um den Fürsten und seinen Räthen in allen Angelegenheiten an die Hand zu ge-

hen und mit zu berathen, was zum Wohlstand des Landes diene, und beschlossen, daß zwey der gegenwärtigen Abgesandten, nämlich Vogt Fläcklin von Schwytz und Burgermeister Falk von Fryburg für einmal mit diesem Auftrag und in dieser Absicht in Mailand verbleiben sollten. Im übrigen wurden den Abgesandten von dem Fürsten, dem Cardinal, den Räthen und dem hohen Adel viel Ehre und Vergnügen erwiesen. Beym Abschied bangete der Fürst, daß die gegenseitige Einwirkung und Empfindung der Mächte, in deren Mitte er stehe, vielleicht schwere Folgen für ihn hätte und bat die Eidgenossen, dieselben in guter Stimmung zu erhalten. Darüber beruhigte man ihn.

Der Kaiser, dessen Gesinnung über den Austrag des von ihm aufgeforderten Auszugs in Burgund die Eidgenossen nicht kannten und billig ersorgen mußten, sandte noch eine Botschaft an dieselben, die aber nicht das geringste Mißvergnügen des hohen Monarchen merken ließ, sondern vielmehr, nach dem Inhalt des Berichts von Dijon, auf den man sich berief, wie immer verlangte, Frankreich keine Völker zulaufen zu lassen und von neuem ersuchte, dem h. Bund einmal beyzutreten. Ueber den ersten Punkt war es den Eidgenossen eignes, wichtiges Bedürfniß, zu entsprechen; über den andern waren sie immer glücklich genug, sich zurückzuziehen und allen darüber gethanen Begehren und Wünschen auszuweichen.

In diesem Jahr geschah noch die Aufnahme des Standes Appenzell in den eidgenössischen Bund. Dieses Land hatte sich im Anfang des XV. Jahrhunderts

durch seine Tapferkeit, rühmliche Schlachten und Siege ausgezeichnet, und bis zur Selbstständigkeit und Freyheit erhoben, und wäre schon damals dieser Ehre, die ihm jetzt widerfuhr, würdig gewesen. Allein die Schranken dieser wichtigen Vereinigung waren damals geschlossen und thaten sich später nur mit vieler Mühe und Verwendung auf. Jedoch erhielt das Land Appenzell nicht lange nach seinem Emporstreben ein Bürgerrecht und Landrecht mit den nächst gelegenen sieben Kantonen und ein und vierzig Jahre hernach einen ewigen Bund mit eben diesen VII. Ständen, wo es schon näher trat, und den zugewandten Orten zugerechnet ward. Seither war keine Waffenthat der Eidgenossen, wo das Land Appenzell nicht seine tapfere Hülfe bewiesen hätte. Besonders wurde das in dem Schwabenkrieg geleistet, wo Appenzell auf jeden Ruf erschien und an den gefährlichsten Stellen stand. Dieses, und was seither erfolgte, machte den Wunsch rege, in die Eidgenossenschaft aufgenommen zu werden. Den eidgenössischen Ländern war das Land von gleicher Verfassung nicht unangenehm, und die Städte sahen überhaupt gerne eine Vermehrung der Bundesglieder. Deßnahen entstand eine allgemeine, gleichsam stillschweigende Uebereinstimmung, diese nun einige Zeit erwünschte und in bescheidenen Ansuchen vorgetragene Aufnahme zu gestatten. Denn man findet zwar ein ewiges Bündniß mit Appenzell nach dem Inhalt des Bundes mit der Stadt Schaufhausen, das in Zürich errichtet wurde; aber in den Abscheiden findet man nichts anders, als daß in einem steht: „Wann die zugewand-

„ten Stände in den Sitzungen auf den Tagen erscheinen, soll fürohin der Stand Appenzell als ein „eidgenössischer Stand den Sitz vor Stift und Stadt „St. Gallen einnehmen." So blieb der Stand Appenzell beynahe dreyhundert Jahre das dreyzehnte Ort der Eidgenossenschaft. —

Wegen Neuenburg erschien vor den IV. Städten Bern, Luzern, Fryburg und Solothurn ein freundlicher Gesandter der Fr. Markgräfin von Oranien, der mit vieler Angelegenheit die Rückkehr des vorigen Besitzers dieser Grafschaft verlangte. Allein zwey Umstände waren damals diesem sonst nicht überall verworfenen Ansuchen entgegen. Der eine war, daß die übrigen Stände der Eidgenossenschaft darüber schon aufmerksam waren, und auch ihren Theil an dieser neuen Erwerbung haben wollten; der andere, daß man nicht entsprechen könnte, so lange man mit Frankreich noch in offener Fehde stand, da das Nämliche wieder begegnen würde, was diese Uebernahme der Stände zugezogen hat; diese Hoffnung der Zurückkehr gefiel auch nicht allen Ständen gleich. Man fand sie zu früh, und dies wurde dem freundlichen Gesandten, mit den jetzt noch bestehenden Hindernissen nicht verhalten.

Achtzehntes Buch.

(1514.) Wir nähern uns nun dem großen Ereigniß, wo nach der letzten Riesenschlacht der Eidgenossen gegen einen König in Frankreich, Franz I. noch an dem zweyten Tage die Eidgenossen sich so zurückzogen, daß die Waffenthat an beyden Tagen wohl einen Sieg aufwog. Diese That veranlaßte den ewigen Frieden mit Frankreich, der allen Kriegen der Eidgenossen gegen Könige und Fürsten ein Ende machte. Denn die Könige nahmen immer an größerer Macht zu und die Eidgenossen, nachdem das ungezügelte Laufen in jeden Krieg noch einige Zeit dauerte, zogen sich nach und nach in ihre Thäler zurück, das vernachlässigte Land anzubauen, ihre einheimischen Angelegenheiten zu besorgen, den aus vielen Gefahren glücklich geretteten Verein zu bewahren, und ein jeder Canton seinen einfachen und bescheidenen Wohlstand auf religiösen Sinn und reine Sitten zu gründen. Nachher ward es allgemein Sitte bey den Eidgenossen, in gemäßigter Zahl und nach wohl berathenen Verträgen ihr streitbares Volk den Königen zu überlassen, an ihrer oder ihrer Feldherren Seite zu streiten und sie zu Vertheidigern hin-

zugeben, um sie damit zur Vertheidigung ihres Vaterlandes geschickt und tüchtig zu machen, und das Erbe ihrer Väter, den Ruhm der Tapferkeit und einer unverrückten Treue bis auf unsere Zeiten zu erhalten und zu bewähren.

Dieses Jahr wurden die Eidgenossen mit verschiedenen fruchtlosen Unterhandlungen mit den gegen einander eifersüchtigen hohen Mächten bemüht, mit einer Art von seltener Vormundschaft über den eingesetzten jungen Fürsten zu Mailand, und mit weitläuftigen Untersuchungen begangener Fehler zu Dijon und der Uneinigkeiten der Besatzung des Schlosses zu Mailand belästigt.

Immer waren Berichte vorhanden, die Eidgenossen wieder in die Waffen zu bringen. Auch jetzt ermangelte man nicht von schweren Zurüstungen, die Frankreich für einen Anfall auf Mailand mache, zu sprechen, so daß sie verschiedene Bemühungen zum Zurückhalten ihrer Völker und derselben Bereithaltung sich geben mußten.

Indessen hatte der Herzog von Bourbon den edlen Entschluß gefaßt, einen Versuch zum Frieden zwischen Frankreich und den Eidgenossen, den er für so äußerst nöthig hielt, wo immer möglich einzuleiten, und schrieb in dieser Absicht denselben diesen Antrag zu. Dann ließ er noch durch einen beliebten, angesehenen Staatsmann aus ihrer Mitte ihnen vortragen: „Da man besonders bey der jetzigen Zeit gegen Französische Botschafter nicht die nächste Zuneigung hätte, wollte er drey Savoysche, ihnen bekannte, und mit ihnen in Verbindung stehende, an-

„gesehene Adeliche zu dieser Unterhandlung hinsen„den, und die Gesinnungen des Königs eröffnen las„sen." Man ließ sich diesen Antrag gefallen, und hatte desto weniger Bedenken zu entsprechen, weil das Landvolk fast an allen Orten für Frankreich gestimmt war und es nicht vergessen konnte, wie es bey seinem vorigen Aufenthalte in diesem Reiche wohl gehalten wurde.

Ehe aber diese Unterhandlung geschehen konnte, brachen wichtige Unruhen in der Eidgenossenschaft aus. Man ließ sich bey Anlaß der Verhaftung eines Präsidenten von Dijon über das Verfahren einiger Anführer der eidgenössischen Völker daselbst in weitläuftige Untersuchungen ein, die viel Zeit wegnahmen und nur schwach entdeckten, was man nach dem Gange der Dinge schon vermuthen konnte, und unterweilen zu unguten Reden über die einen Stoff genug gab, den andern Schonung zuzog, aber auf die Handlung mit Frankreich, wo das alles besser vergessen seyn sollte, auch keinen angenehmen Einfluß hatte.

Bey der Erscheinung der drey Savoyschen ausgewählten vornehmen Männer, die nun Frankreichs Wünsche und Gedanken über einen Frieden vortrugen, wurden sie als beliebte Männer gerne angehöret. „Der König habe sich entschlossen," sagten sie, „den Eidgenossen, wann der Friede zu Stand käme, „400,000 Kronen in Terminen zu bezahlen. Er „wünschte nur, die Grafschaft Asti zu erhalten und „daß die Eidgenossen ihm hülfen, die Stadt Genua „wieder zu erobern. Er wollte mit dem h. Stuhl,

„mit dem Kaiser, mit dem König von Spanien und „mit dem Herzog von Mailand keinen Krieg anfan„gen, ohne Vorwissen der Eidgenossen. Man sollte „zu des Königs Bedürfniß, zur Vertheidigung seines „Königreiches und seiner Länder, nach seinem Be„gehren ihm Kriegsvölker zukommen lassen, und er „wollte beständig eine Zahl zu seiner Bewachung „besolden, die gewohnten Pensionen entrichten und „alle Ansprecher zufrieden stellen lassen." — Soweit gingen die Anträge dieser Botschafter. Freylich war nicht alles gleich angenehm, und die Mächte Italiens wollten mit Ernst, daß Frankreich nicht mehr einige Besitzungen in Italien haben sollte. Der verlangte Zuzug war zu unbestimmt; die Eroberung von Genua zu dringend. Aber konnte man nicht durch Unterhandlung vieles mäßigen und anders bestimmen? Allein das Benehmen zu Dijon und das Mißvergnügen darüber, das durch die neue Untersuchung wieder aufgewärmt wurde, hinderte allen sanftern Einfluß. Man beharrte von Seite der Eidgenossenschaft auf dem Vertrag zu Dijon, und dazu verleitete die beständige Einwirkung des Pabstes und des Cardinals von Sitten, die durch ihre Vorstellungen alle Neigung gegen den König und zu Einleitung eines nähern Entschlusses erlöschen machten; und so erhielt denn Ludwig XII. der noch in gleichem Jahre starb, seinen letztern Wunsch, und der edle, friedlichgesinnte Herzog von Bourbon seinen großmüthigen Endzweck nicht, und das gemeine Volk der Eidgenossenschaft nahm diesen Abschlag des Friedens mit sichtbarem Widerwillen auf.

Deßwegen fiel auch desto mehr der Unterschied auf, wie die eidgenössischen Völker zu gleicher Zeit bey der Besatzung des Schlosses Mailand behandelt wurden, worüber sich die Hauptleute, die daselbst waren, bitterlich beklagten. Man sah es an, als wenn die Eidgenossen des ganzen Landes sich bemächtigt hätten, wann man ihnen den ganzen Umfang des Schlosses und aller seiner Brustwehren gestatten würde. Man drängte sie in einen kleinen Raum, und schloß sie von dem beßten, wichtigsten Aufenthalte aus. Denn zweymal sandte man Gesandte aus den III. Waldstädten hin. Man erwies ihnen freylich alle mögliche Ehre. Der Fürst nannte sie immer seine Väter; aber er ward von den gegenwärtigen Abgeordneten der Mächte, die wie seine eigenen Angehörigen ungut gegen die Besatzung gesinnet waren, immer zu Anderm verleitet. Deßnahen entstanden dann mehrere Anstände, wo vielleicht unsere Leute auch nicht ohne Schuld waren. Dieses Ungute, und die Anstalten dagegen, dauerten fast das ganze Jahr durch. Da der Friede mit Frankreich durch den Kardinal von Sitten unterbrochen und mit den Mächten Italiens kein zuverlässiger Verein geschlossen war, rieth der Kardinal den Ständen an, in der Ferne die nöthige Hülfe zu suchen, und an den König in England eine Gesandtschaft abzusenden. Man trug den beyden Städten Bern und Basel auf, zwey Abgeordnete dahin zu erwählen. Die Stadt Zürich wandte sich an einen angesehenen Adelichen aus dem Thurgau, der zu Stein sich aufhielt, vermuthlich weil er der Sprache kundig war, und Basel sandte ein Mit-

glied des Raths. Der König empfing die Abgesandten einer nicht unberühmten tapfern Nation mit Vergnügen, erwies ihnen viel Angenehmes und versprach, die Sache näher zu untersuchen, und eine Gesandtschaft in die Eidgenossenschaft zu senden. Diese wurde hernach auf einem Tag zu Bern des nähern vernommen, und einige Punkte ausgesezt, wie man sich vereinigen könnte. Allein die Absichten waren einander entgegen. Der König suchte das Volk an sich zu ziehen und die Eidgenossen schleunige Hülfe, so daß nichts Verbindliches abgeschlossen werden konnte.

Der Pabst Leo, welcher aber in seinen Unternehmungen gar nicht so eilfertig und dringend war, wie sein Vorfahr, erneuerte sein Begehren um ein Bündniß mit den Eidgenossen, und entwarf einige Punkte, worin er seine nächsten Verwandten und einige Städte, die ihm angelegen waren, in die Verbindung einzuschließen suchte. Die Eidgenossen hatten Bedenken darüber. Dennoch kam es auf einer Tagsatzung zu Bern zu einem ausgearbeiteten Entwurf, und die Sache schien ihrer Ausführung nahe zu seyn. Aber mit Einmal hob man dieselbe wieder auf. Man wollte, hieß es, bey dem verheißenen Bestande des mit Julius II. geschlossenen Bündnisses so lange es noch daure, verbleiben, und sich daran begnügen.

Nach einiger Zeit forderte man die Eidgenossen zu einer neuen Unterhandlung auf. Man sezte vier Artikel, die zu Bern abgefaßt wurden, zum Grund und kam überein: „Da der Pabst wegen Rückgabe „der Städte Parma und Piacenza an Mailand,

„und wegen der päbstlichen Hülfe zur Vertheidigung „dieses Herzogthums, sich nicht zur Einschaltung die„ser beyden Stücke in den Bund entschließen könnte, „wollte der Pabst diese beyden Zusagen in einem be„sondern Revers den Ständen versichern, und sollte „das Bündniß in den übrigen Punkten seinen Be„stand haben." Aber zu einer Ausführung kam die Sache doch nicht. Wahr ist es, daß der Kaiser zum öftern die Eidgenossen ermahnte, mit dem Pabst in kein Bündniß einzutreten, und durch Vorstellungen seiner Gesandten sich dagegen setzte. Vielleicht besorgte der Kaiser, daß der Pabst mit den Eidgenossen vereint desto eher mit Frankreich sich setzen, und dieses den übrigen Mächten in Italien nachtheilig seyn würde.

Bey den letzten Unterhandlungen des Päbstlichen Legaten waren auch Kaiserliche und Spanische Gesandte auf den Tagen gegenwärtig, und foderten ein Bündniß mit beyden Mächten, zu welchem der Pabst auch aufgenommen wurde. Das war aber, nur in einer anderen Sprache, der Eintritt in den h. Bund, den man verlangte, und wo die Eidgenossen sich immer vorsichtig zurückgezogen hatten. So blieb denn alles unerfüllt, was mit fast allen höchsten Mächten dieß Jahr unterhandelt wurde.

Der Herzog von Würtemberg ließ in diesem Jahr durch Abgesandte die Eidgenossen ersuchen, gütigst einzuleiten, daß die Stände, so bis dahin das Verständniß mit ihm nicht erneuern wollten, dasselbe doch auch wieder, gleich den übrigen, aufnehmen möchten. Zu der Zeit, da die Eidgenossen sich be-

mühen wollten, dieses Ansuchen bey ihren Mitständen in Erfüllung zu bringen, kamen die Gesandten des Herzogs wieder, und baten die Eidgenossen, da einige seiner Angehörigen in Unruhe und Abweichung von der Ordnung gerathen, daß dem Herzog einige Abgesandte aus der Eidgenossenschaft zugesandt werden, die Unruhen beyzulegen und zu stillen, wo man dann übereingekommen, daß die Stände, welche ihre Botschaft senden wollten, auf einen bestimmten Tag zu Schafhausen sich einfinden sollten. Bey beyden Ansuchen bezog sich der Herzog auf das gute Vernehmen bey dem Zug nach Dijon, und die Eidgenossen hatten in ihrer Antwort auch darauf Bedacht genommen.

So hatte der Herzog von Savoyen, der, in der Mitte zwischen Frankreich und den Eidgenossen beyder Nachbar ist, aber unterweilen mehr gegen den einen als gegen den andern sich senkte, auch seine Unruhen im Piemont und foderte ebenfalls Abgesandte von den Eidgenossen zu derselben Beylegung. Man hatte kein Bedenken zu entsprechen, und vielleicht war es in beyderseitigen Absichten erwünscht, jemanden von daher an dem Hof von Savoyen zu haben, um aus der Ferne und Nähe zuverlässige Nachrichten zu erhalten. Man sandte Boten von den Ständen Bern und Fryburg dahin. Immer war es ein Vorzug für die Eidgenossen, von Fürsten würdig geachtet zu werden, eigene innerliche Unruhen zu stillen. Eigene Erfahrung in diesem Jahr konnte sie noch fähiger dazu machen.

Der Stand Basel, der bey den Eidgenossen

noch immer vielen Einfluß hatte, empfahl seinen gefälligen Nachbar, der mit ihm nach verschiedenen Verhältnissen in Verbindung stand, die ansehnliche Stadt Müllhausen zu einer Verbindung mit den Eidgenossen, und ungeachtet diese Stadt so ferne und außer den Grenzen der Eidgenossenschaft war, so überwog dennoch die Hoffnung und die Aussicht auf eine zu erwartende Hülfe, welche in diesen Zeiten erwünscht und nöthig war, daß es allgemein beliebt wurde; die Stadt Müllhausen sollte von Wort zu Wort das gleiche ewige Bündniß erhalten, wie es der Stadt St. Gallen zuertheilt wurde; und so trat diese Stadt als zugewandter Ort in die Vereinigung mit der Eidgenossenschaft ein.

Noch bemühten sich die Stände der Eidgenossenschaft mit der Frage, ob die IV. Städte, die sich der Grafschaft Neuenburg bemächtigt, die VIII. übrigen Stände auch in die Mitherrschaft aufnehmen sollten. Dieser Wunsch war schon früher ausgesprochen und jetzt wieder erneuert worden, so daß die IV. Städte sich entschlossen, ihren übrigen Eidgenossen zu willfahren; und merkwürdig war es, daß den IV. Städten ihre besondern Rechte, dem Stand Bern noch eigene ausgezeichnete und dem Stand Solothurn seine besondern Rechte über Landeron durch eigene Reverse feyerlich vorbehalten wurden. Dann bestimmte man noch die Ordnung, wie die Stände bey Verwaltung der Landvogtey einander folgen sollten, und ordnete eine Zusammenkunft von allen Ständen zur Abnahme der Rechnung. Man hätte jetzt nicht

geglaubt, daß schon vor einem Jahr so viel von einer Rückgabe gesprochen worden wäre.

(1515) Das erste große Ereigniß dieses Jahres, das viele andere mächtige nach sich zog, war der frühe Hinschied König Ludwigs XII. von Frankreich, eines vielgeliebten Fürsten, der, ich wiederhole es, mit offenem vertraulichen, beynahe freundschaftlichem Benehmen den Eidgenossen ergeben war und auf gleiche Weise von ihnen behandelt wurde, bis zwey schlaue Priester die gegenseitige Neigung zu entziehen und aufzuheben wußten. Die Fehler, die er gegen uns beging, und die vielleicht zu sehr gerügt wurden, decke sein einst mit Thränen benetztes Grabmal, wo seine ehrwürdige Asche ruht!

Auf ihn folgte und bestieg den Thron von Frankreich Franz I., ein junger Fürst von zwey und zwanzig Jahren. Dieser herrschte mit vielem Ruhm und hätte noch rühmlicher geherrscht, wenn er weniger als Held auf Eroberungen ausgezogen wäre, wo er seiner Mutter die Ruhe des Landes mit Zuversicht übergab, aber nicht fest genug war, ihren Schwachheiten und Fehlern zu widerstehen, die doch von wichtigen Folgen waren. Er ward der erste Hebel zu wichtigen Veränderungen in der Eidgenossenschaft. Denn da die acht Siege in dem Schwabenkriege weit weniger Verlust an Volk gezeigt hatten, als jene erste Schlacht gegen den neuen König, so gab dieses unserm Lande eine nöthige, ernste, wehmüthige Besonnenheit, und sein ewiger Friede erregte die Sehnsucht nach Friede und Ruhe, die den Eidgenossen, seit dem Ursprunge ihres Vereins von einer Fehde

in die andere getrieben, in so langer Dauer nie zu Theil ward. —

Es sey mir erlaubt, eine kurze Uebersicht von den Ereignissen dieses Jahres darzustellen, wo alles Folgende hernach leichter zu ordnen und zu beurtheilen ist.

Nachdem es einmal kund war, daß der neue König Mailand wieder erobern wollte, wurden die tapfern Kämpfer um dieses Fürstenthum, die Eidgenossen, auf zwey Seiten gedrängt. Auf der einen standen die Mächte Italiens, die den ganzen Widerstand auf die bisherigen Vertheidiger von Mailand wälzen, und, damit sie diese Absicht sicherer erhielten, sie in ihren heil. Bund aufzunehmen trachteten, da doch die Hülfe auch in ihrer Macht und Willkühr stand; auf der andern Seite hatte der König in Frankreich soviel schon von der Nervenkraft der Eidgenossen und von dem harten Schlag ihrer Waffen vernommen, daß es ihm erwünscht war, diesen Kampf zu vermeiden. Danahen der öftere Antrag des Friedens und der Vereinigung mit den Eidgenossen, und zuletzt eine berühmte Unterhandlung im Feld. Einem jeden von diesen beyden wichtigen Theilen fehlte es nicht an dienstbaren Helfern, bey den Eidsgenossen einzuwirken und sie zu dieser oder jener Unterhandlung zu drängen. Dadurch wurde wenigstens eine Trennung unter den Eidgenossen, wozu die Anlage von vielem Widrigen, das sie betraf, schon vorhanden war, erreicht, die vielleicht auch mit in der Absicht beyder Theile lag. Wer waren zu der Zeit die Unschuldigen, da sie als der Angriff wie verheimlicht

geschehen war, von einem Hauptmann durch seinen Fingerring die Gewährleistung erhielten und annahmen, daß der Kampf begonnen sey, und, wann sie schon ungleich dachten, ihren Brüdern dennoch zueilten und den Kampf mit ihnen bestanden und aushielten, so lange er dauerte? Ich weiß nicht wer sie gewesen; gewiß Leute von allen Ständen, die zurückgeblieben waren.

Der König Franz I. machte den ersten Schritt gegen die Eidgenossen, mit einem Schreiben, darin er den Hinschied seines Vorfahren und seine eigene Erhöhung zum Thron meldete und daß er gesinnet sey, sein Reich mit allen Ländern, die dazu dienen, zu übernehmen, und nicht mehreres wünsche, als mit den Eidgenossen in Verbindung zu treten, welches schon das große Verlangen seines Vorfahren und Schwiegervaters gewesen sey; alles mit mehreren freundlichen Versicherungen begleitet. Ob die Geschichte sich hierbey zu kräftig vernehmen läßt, oder das Andenken dessen, was ihnen zu Dijon widerfuhr, sie in eine ungewohnte Wärme gebracht habe, einmal die einmüthige Zustimmung zeigt an, daß die Eidgenossen die Zuschrift nicht schriftlich erwiederten sondern dem vielleicht nicht so angesehenen Ueberbringer mündlich anzeigten: Der König hätte schon einen ausgemachten Frieden bey Handen, den solle er nur bestätigen. Dann sey es nicht nöthig, in andere Verbindungen einzutreten.

Das erste, was der Kaiser Maximilian unternahm, war, daß er durch seine Gesandten den Vorschlag machen ließ, die Eidgenossen sollten einen Einfall in

Frankreich thun, den Ueberfall von Mailand zu verhindern, der demselben bevorstand. Sie schienen zuerst dieser Absicht nicht abgeneigt zu seyn. Allein bey weiterer Prüfung fanden sie eine nähere Pflicht und leichtere Unternehmung, nur Mailand zu beschützen. Sie bemerkten aber, wann der Kaiser oder andere Mächte einen solchen Ueberfall für sich thun wollten, daß sie ihnen eine Anzahl Krieger zu diesem Endzweck überlassen wollten. Das war ein Wink, was auch ins Künftige für sie das Beßte wäre. Allein der Kaiser stand selbst von diesem Unternehmen ab; aber beide Monarchen, der Kaiser und der König von Spanien arbeiteten desto eifriger, die Eidgenossen in den heil. Bund zu ziehen.

Unterdessen war die Lage der Dinge in Mailand nichts weniger als erwünscht für die Eidsgenossen und freudig in ihrer Aussicht. Das Volk war schon aufmerksam auf eine nahe Veränderung, unruhig und schwankend; der Fürst unfähig, diesem allem zu wehren, und betreten, des Rathes bedürftig, von Leuten umgeben, die dem Mißvergnügen nicht steuerten und den Eidgenossen abgeneigt waren; der Cardinal von Sitten mit dem Bischofe von Lodi nicht zusammenstimmend; so daß die Eidgenossen genöthigt waren, Abgesandte von allen Ständen nach Mailand abzuordnen, und auch hernach bey offenbarem Widerstreben, Abgaben zu entrichten, eine solche Absendung wiederholt werden mußte.

Da die Berichte von den Zurüstungen, die in Frankreich zu einem Krieg gegen Mailand gemacht wurden, immer dringender, wenn schon unterweilen

absichtlich widersprochen und veringert wurden, so machten sich die Eidgenossen zu dem Kriege bereit. Zuerst trachteten sie mit vieler Vorsicht, daß ihr Volk sich nicht ungenützt zerstreue und hielten es zu einem ersten Auszug von 4000 Mann ausgerüstet, den Abzug ungesäumt anzutreten. Da ihnen zur Berathung auch einige Mitglieder von der Obrigkeit zugeordnet wurden, und da man nicht lange hernach vernahm, daß Genua an Frankreich übergegangen war, sandte man ihnen 8000 andere nach. Es wird mit Zuversicht gemeldet, daß den ersten 4000 noch 3000 Freywillige nachgefolgt seyen, und daß solches bey dem zweyten Auszug auch geschah.

Aber der König Franz I., wann er gleich seine Zurüstungen nicht versäumte und bey dem ersten Schritt gegen die Eidgenossen nicht so sanft behandelt wurde, unterließ dennoch nicht, einen neuen Antrag zum Frieden zu thun, und dieses geschah durch Abgeordnete von dem Herzog von Savoyen, die nun des Königs gute Gesinnungen zum Frieden anzeigten und dieselben mit Hervorstellung der 400,000 Kronen von Dijon bewährten und mit dem Begehren eines nähern Verhörs von einer zahlreichen Savoyschen Gesandtschaft befaßten, die auf einen nahen Tag zu Bern ihnen zugestanden wurde.

Es kamen auf dem Tag zu Bern zu gleicher Zeit an Kaiserl. Gesandte, und Savoysche für den König in Frankreich, und diese Verhandlungen schienen von großem Gewicht zu seyn. Allein der Ausgang entsprach der Erwartung nicht. Die Kaiserlichen Gesandten hatten verschiedenes angebracht, das dazu

dienen sollte, die Eidgenossen in festem Vorsatz gegen Frankreich zu erhalten, ihnen die Nothwendigkeit ihres Beytrittes vorzustellen, und die Hülfe und Unterstützung an Volk und Geld, so ihnen daher zuflieẞen würde. Die Savoyschen Gesandten hingegen trugen die huldreichen Gesinnungen des Königs in Frankreich vor. Die große Summe von Dijon glänzte auch entgegen; und dann wollte der König 4000 Eidgenossen in beständigen Solde unterhalten und durch ein neues Bündniß die kräftigste Hülfe versichern. Aber Mailand und Asti seyen sein väterliches Gut, das er nicht verlassen könne. Dieses so laut ausgesprochen machte alles andere unangenehm und enthielt nichts anders als zurückgehaltenen Spott. Indessen ließ man von Seite Savoyens nicht nach, so leise oder so laut als es möglich war, die Sache zu betreiben.

In der Zeit, da die Zurüstungen in Frankreich immer stärker und dringender angekündigt wurden, kamen Abgesandte von den Italiänischen Mächten zu den Eidgenossen und gaben ihnen Nachricht von einem zu Rom eingeleiteten neuen heil. Bund, worinn der Pabst, der Kaiser, der König von Spanien und der Herzog von Mailand begriffen sey, und ersuchten die Eidgenossen mit Angelegenheit, auch in diesen Bund einzutreten. Es kam so weit, daß man in verschiedene Punkte eintrat und anzeigte, was jede Macht in dem bevorstehenden Kriege gegen Frankreich zu thun gesinnet sey, damit die Sache zur Einleitung des Bundes desto eher gelingen möge. So weit tra-

ten damals die Eidgenossen, aber ohne weitere Zusagen, ein.

Dennoch war am Hofe in Frankreich nicht alle Zuversicht zu dem erwünschten Ausgang des bevorstehenden Kampfs, so daß man sich alle Mühe gab, denselben auszuweichen und abzuwenden. Selbst die königliche Mutter, die zuweilen ihren Sohn allzusehr beherrschte, schrieb eigenhändig an die Eidgenossen und empfahl ihren Sohn den König, mit allen Wendungen der feinsten Klugheit und Beredtsamkeit, zu der Freundschaft und nähern Verbindung, die schon lange mit der Krone Frankreich vorgewaltet habe. Allein die Folge von dieser Zuschrift war nicht groß. Die Geschichte sagt nicht, das eine Antwort erfolgt sey.

Aber von Seite des Pabstes und des Kaisers drangen immer mehr die Abgesandten derselben auf die Eidgenossen, in ihren Bund einzutreten, und waren freygebig mit Versicherungen ihrer Hülfe. Der Kaiser bezeugte besonders, daß er einige Fehden mit benachbarten Mächten befriedigt und ausgeführt hätte, damit er desto kräftiger Hülfe leisten könnte, und der Pabst machte sich anheischig, etliche hundert Reisige zur Hülfe zu schicken.

Was aber am meisten Eindruck bey den Eidgenossen machte, waren zwey ausführliche Schreiben von den Hauptleuten und Räthen, die zu Vercelli sich befanden. Diese waren für den heiligen Bund gestimmt, und konnten nicht genug versichern, wie viel Hülfe an Mannschaft, wie viel Beytrag an Geld von den Mächten Italiens geleistet werde. Der

Der Pabst schicke mehr als tausend Gläne zur Hülfe; der König in Spanien werde sich gegen die Venetianer stellen und ihr Eindringen verhindern. Solche Vorstellungen von ihren eigenen angesehenen Officieren und Räthen und zwar wiederholt abgegeben, machten den tiefsten Eindruck auf die Eidgenossen, so daß sie von den Maßregeln der Klugheit, mit denen sie beynahe den Beytritt abgelehnt, abgingen, und sich mit dieser Verbindung wie mit einem Netz umgaben, den größten und vielleicht einzigen Widerstand zu leisten.

Aber dieses Bündniß ist nicht nur wegen seines Namens, seiner erhabenen Mitglieder und seines ganzen Einflusses, den es besonders auch auf die Eidgenossen hatte, sondern auch wegen seiner Form merkwürdig, da ohne in die gleiche Urkunde, wie sonst gewohnt, alle Verbündete, und alle ihre Wünsche einzuschließen, den sämtlichen Eidgenossen und ihren Bundgenossen in Rhätien und den zugewandten Ständen nur gesiegelte Abschriften von dem zu Rom geschlossenen heil. Bund mitgetheilt wurden. Dann aber bezeugen der Burgermeister, Schultheiß, Landamman, Räthe u. s. w. in einer eigenen Urkunde für sich und ihre Bundsgenossen und Zugewandten, daß sie die gesiegelten Abschriften erhalten, und was hiermit in denselben begriffen und der heil. Bund, den der Pabst, der Kaiser nnd der König in Spanien nebst dem Herzoge von Mailand zu Rom geschlossen, enthalte, den sie bis dahin abgelehnt hätten, nun angenommen haben und denselben treu beobachten und erfüllen werden. Dann aber haben sie sich einige ab-

ändernde Bestimmungen vorbehalten, die ihnen auch nachgelassen und von dem Kardinal, der mit Vollmacht in dieser Sache handelte, als genehmigend mitgetheilt und von den Botschaftern der Mächte zu Luzern genehmigt wurden, welche in folgenden Punkten enthalten sind:

1) „Wie in dem IV. Artikel des Bundes gefodert werde, denselben zu beschwören, solches aber „wider ihre Gewohnheit sey, so werde ihnen nach„gesehen, daß sie solches unterlassen könuen." — Wirklich zeigen sich Beyspiele von solcher Unterlassung, und der Aufwand bey solchen Feyerlichkeiten mag vielleicht auch zu solchem Ansuchen und der Nachsicht beygetragen haben.

2) „Da im V. Punkt versehen sey, daß die Ver„bündeten die Kosten trayen sollten, so könne das „für die Eidgenossen nicht gemeint seyn, die nur ih„re Krieger und keine Kosten geben. Dann behalten „sie sich vor, wenn sie in ihrem eigenen Land ange„griffen würden, dann auch zur Lieferung der Krieger „nicht verbunden zu seyn." — Beyde Vorbehalte waren nothwendig. Der eine war wider ihre Gewohnheit. Sie gaben nur Kräfte nicht Sold. Der andere fließt aus der Natur.

3) „Da in dem Bund von verschiedenen Län„dern die Rede sey, wo der Krieg hinreichen möchte, „so solle bestimmt seyn nur in Italien, Burgund „und Frankreich Hülfe zu leisten; weiter zu gehen sol„len sie nicht verbunden seyn, außer sie thun es aus „eigenem Wohlgefallen." — Der Alpenbewohner scheu-

te immer das Meer, kehrte gern seiner Heimath zu, und liebte weite Reisen nicht.

4) „Da nach dem XIII. Artikel angezeigt wird, „daß die Eidgenossen unter dem Fußvolk immer zwey „Theile, die übrigen Bundesgenossen aber nur einen „leisten sollen, so ist dieß dahin erläutert, daß sol„ches in Italien, Burgund nnd Frankreich in dieser „Anzahl gehalten werden solle, aber in allen andern „Geschäften und Kriegen mögen sie es nach Gefal„len leisten." — Da andere Verbündete Reisige gaben, foderte man mehr Fußvolk von den Eidgenossen. Aber sie schränkten nun diese Foderung auf gewisse Länder ein, da sie anfingen, sich selbst zu schonen.

5) „Da im XIX. Artikel, neben Vereinigung, „auch das Wort Gesellschaft gebraucht wird, sol„ches aber ungewohnt, unförmlich und nicht wohl zu „verstehen sey, so solle dasselbige ausgelassen und „nur das Wort Vereinigung gestellt werden." — So wird dem Eidgenossen bey einem ungewohnten Worte bange; aber vor der Gefahr nicht.

6) „Wann im XX. Artikel wieder von Kosten „gesprochen werde, so müssen die Eidgenossen sich „noch einmal vorbehalten, daß sie bey Erstattung ih„rer Hülfe keine Kosten tragen, sondern die Besol„dung dem übertragen, dem sie dienen, wie dieses „in den Capiteln, die unter dem Herzog von Mai„land abgeschlossen seyen, enthalten ist." — Diesen nicht unangenehmen Sold auszumitteln, mag die Absicht dieser Wiederholung gewesen seyn.

7) „Ist angesehen, daß die Eidgenossen sorgfäl-

„tig verhüten, daß die Ihrigen zu keiner Zeit den „Mächten dienen, oder ihnen zulaufen, so in offener „Feindschaft mit den verbündeten Mächten des heil. „Bundes begriffen sind." — Das ist eigentlich ein Wunsch der Mächte Italiens, so in dem heil. Bund begriffen waren, welcher in der Urkunde zu Rom vergessen wurde.

8) „Die Pensionen, so den heil. Stuhl und „Florenz berühren, sollen weiters wie bisher erthei„let und die von dem Kaiser und dem König in „Spanien sollen weiters nach der Vereinung, die in „Zürich geschlossen worden, erstattet werden. Der „Herzog von Mailand bezahlt die seinigen nach dem „Inhalt seiner Capitel." — So ist auch für die Folge eines jeden Bündnisses gesorgt. — „Und sollte die „Vereinung Kraft haben und nicht länger währen, als „eines jeden Fürsten Leben; und wenn einer oder „mehrere dieser Fürsten mit Tod abgehen, sollen die „Eidgenossen ihren Nachfahren nicht mehr verpflich„tet seyn. Von den sämmtlichen Verbündeten sollen „alle vorigen Bündnisse, Verträge, Vereinigungen „durch diesen Bund nicht geändert oder geschwächt „werden." —

„Zu einer festen Urkunde von den Städten Ländern „der Eidgenossenschaft mit unsern Bundesgenossen der „III. Bünde in Rhätien und der zugewandten Stän„de Stift und Stadt St. Gallen, die auch bey der „Berathung gegenwärtig waren, erbitten wir den L. „Stand Luzern für die Städte, und den L. Stand „Uri für die Länder, daß sie in aller obbemeldten

„Stände Namen diesen Brief siegeln möchten, der ge=
„ben ist zu Luzern den 17. Juli."

So lag die ganze Hülfe, so die Eidgenossen von den verbündeten Mächten zu erwarten hatten, in den gesiegelten Abschriften des zu Rom gemachten Bundes. Ist nicht schon daher zu vermuthen, die Bestimmungen, so die Eidgenossen wünschten, ließen die Verbündeten durch eine von jenen selbst ausgesprochene Urkunde versichern und Gewähr leisten, weil der Mächtige gern dem Schwächern minder Wichtiges nachgibt, um die Thatkraft zu erhalten. Auch ist es ungewohnt, daß nur zwey Stände im Namen so vieler von verschiedener Art die Urkunde siegeln mußten.

Man könnte sich vorstellen, daß es dem Pabst nach dem vollendeten heil. Bund gleichsam erlaubt worden wäre, mit den Eidgenossen eine Verbindung zu schließen, da der Kaiser einige Male dieselben ermahnt hatte, mit dem Pabst keine Vereinigung einzugehen, bis der heil. Bund geschlossen sey. Aber ob Leo X. nach seiner Zögerung und bisweilen schwankenden Gesinnung, da er den festen Sinn und die schnelle Ausführung seines Vorfahren nicht hatte, so lange angestanden, oder ob er den bevorstehenden Kämpfern erst in der nahen Gefahr beyzustehen entschlossen, und dann erst in den Bund eingetreten war, ist mit Zuversicht nicht zu bestimmen. Doch wurde jetzt einmal dieser Bund aufgerichtet. Die gegenseitigen Versicherungen sind so wichtig und weitreichend, daß sie eine nähere Anführung verdienen.

1) „Billig verheißt der heil. Vater den Eidge=

„nossen seinen Schutz als andächtigen Söhnen der „Kirche." — Jedoch mit weniger Worten als sein Vorfahr.

2) „Verheißet der Pabst, mit keiner Macht Bündniß, Vereinung und Frieden zu schließen, ohne den „Eidgenossen davon Nachricht zu geben, und ohne „Vorbehalt nach ihrem Willen in dieselben einge„schlossen zu werden." — Eine wichtige Zusage, die etwas Vertrauliches und eine angenehme Vorsorge in sich schließt.

3) „Wenn die Eidgenossen angegriffen und belä„stigt werden sollten, verheißt ihnen der Pabst, mit „dem geistlichen Schwert des Bannes und andern „geistlichen Vorsehungen beyzustehen." — Doch mag er vielleicht selbst empfunden haben, daß dieses Schwert von seiner größten Schärfe schon viel verloren hatte. Deßnahen folget eine andere Versicherung.

4) „Wann die Eidgenossen während den Jahren „des dauernden Bündnisses im Kriege begriffen und „damit belästigt wurden, verheißt er ihnen 500 Rei„sige zur Hülfe zu schicken und in seinen Kosten zu „unterhalten, und zugleich eine Jahres-Pension zu „entrichten, außer er wäre selbst in einem Krieg be„griffen. Dann sendet er die Reisigen nicht, aber „die Pension wird dennoch sogleich bezahlt." — Diese Hülfe wiegt zwar die von den Eidgenossen nicht auf, aber die Kostentragung und das Verheißene an Geld geben einigen Ersatz.

5) „Hierauf folgt die Verheißung, die Pension „alle Jahr im May nach Luzern zu entrichten und

„unter die Stände zu vertheilen, wo auch dem Land „Wallis ein Theil gebühre.“ — Daß da der Cardinal von Sitten eingewirkt, ist leicht zu ermessen.

6) „Die Gnaden und Freyheiten, die die Eid„genossen bis anhin von dem heil. Stuhl genossen, „sollen ihnen weiters versichert und vorbehalten seyn.“ — Das war den Söhnen der Kirche angenehm.

7) „In Betracht des Herzogthums Mailand, das „den Eidgenossen von der Einsetzung des Fürsten her, „und in so vielen Verhältnissen angelegen sey, wolle „er in Rücksicht auf sie dahin entsprechen, daß die „Städte Parma und Pianzenza wieder an dieses Für„stenthum zurückkommen, wie der Vater des jetzigen „Herzogs sie besessen habe, mit Vorbehalt der Kir„chengerechtigkeit.“ Dies war ein lang verzögertes, wichtiges Geschenk.

8) „Dann aber zu Beschützung des Herzogthums „in gegenwärtigen Gefahren, wo die Eidgenossen zu „seiner Vertheidigung sich bereiten, wolle er mit 800 „schweren Reisigen und eben soviel leichten, und für „8000 Mann eidgenössische Krieger den Sold entrich„ten, außer er hätte selbst Krieg, dann soll er nicht „weiter verbunden seyn, als den Sold der 8000 „Eidgenossen zu entrichten.“ Die Zusage war wichtig; möchte nur die That derselben entsprochen haben.

9) „Eben so verpflichtet sich der Pabst, den Fein„den des Herzogs von Mailand in seinen Landen be„sonders dießseits der Apenninen, zu Bologna und „am Po, keinen Aufenthalt zu gestatten, oder ihnen „Vorschub zu thun, noch einigen Durchmarsch zu er„

„lauben." — Diese Vorsorge ist mit der verheißenen Hülfe innig verbunden.

10) „Dagegen verheißen die Eidgenossen, keinen „Frieden, Vereinigung und Bündniß einzugehen, ohne „Sr. Heiligkeit und den heil. Stuhl zuvor zu be„richten, und nach derselben Wohlgefallen den feyer„lichen Vorbehalt derselben zu thun und nach höchstem „Wohlfallen sie einzuschließen." — Das war ein billiges Gegenrecht gegen das ihnen verheißene.

11) „Wenn Se. Heiligkeit oder seine Nachsah„ren während der Dauer des Bundes von Feinden „angegriffen und mit Krieg belästigt würden, ver„heißen die Eidgenossen auf billiges Erfordern mit „12000 Mann oder weniger Hülfe zu leisten nach „Beschaffenheit des Krieges bis zum Ende desselben, „in so fern die Eidgenossen nicht mit eigenem Krieg „befangen sind, wo sie das nicht leisten mögen." — Dieses ist die Kraft des Bundes, und übertrifft doch immer alles dagegen Verheißene.

12) „Es soll auch jede Obrigkeit ihre Hauptleute „und andere Zugeordnete selbst erwählen; hingegen „verspricht der Pabst, jedem Söldner 4½ Gulden „monathlich zu bezahlen." — Die Wahl giebt Ehre, und das übrige Vortheil.

13) „Die Eidgenossen sollen auch den Feinden „der Kirche und des heil. Stuhls keinen Durchzug „oder Aufenthalt gestatten, als wahren Söhnen der „Mutter, der heil. Kirche, geziemt." — Dieß ist genau mit der Hülfe verbunden und Wiedererstattuug des Verheißenen.

14) Da die Städte Florenz, Genua, Lucca,

„Siena, immer von dem Staate zu Mailand ge„handhabt wurden, so ist man übereingekommmen, „daß diese vier Städte in den Schutz der Eidgenos„sen aufgenommen seyen, wie der heil. Vater selbst, „also daß die Eidgenossen zu ihrem Schutz ihr Kriegs„volk auch geben, wie dem heil. Stuhl, und die „Städte sollen die Pension und Besoldung geben, „wie man mit Sr. Heiligkeit übereingekommen ist." — Dieses ist eine neue Last, so die Eidgenossen übernommen, die nur das Haus Medicis und den heil. Stuhl betrifft, und doch das gleiche leisten soll, wie dem Pabst.

15) „In diesem Bündniß sind eingeschlossen und „begriffen alle Zugehörigen, Verwandte und Bun„desgenossen der Cantone in Italien." — Dieß mag eine Ehrenerweisung seyn.

16) „Wann künftighin der heil. Vater, mit Wil„len der Eidgenossen, jemand in Italien zum Bun„desgenossen aufnehmen würde, sollen dieselben schul„dig seyn, ihre Kriegsvölker demjenigen auch zur Be„soldung zu geben, wann er sie verlangen würde, „eben so wie sie es gegen den heil. Vater, in Kraft „des Bündnisses zu thun schuldig sind, dann aber „werden dieselben den Eidgenossen eine Pension be„zahlen, wie man mit ihnen übereinkommen wird." — Dieß ist auch eine neue Last für die Eidgenossen. Zwar mußte das neue Bündniß erst von ihnen anerkannt werden. Aber wie leicht kann das auf Erforderung geschehen, und wann es geschieht, so ist man zur Uebernahme von 12,000 Mann verbunden, wann Hülfe vonnöthen ist.

Noch folgen einige Punkte, die Besoldung und den Dienst betreffend, die kurz berührt werden.

„Jeder Hauptmann hat zehen Monat Sold. „Ein Lüttiner und Fänner sechs solche. So viel „hundert Mann jeder Hauptmann zählt, so viel „zehn Uebersolde bezieht er des Monats. Jedem Sol„dat geht sein Monatsold von dem Tag an, wann „er von seiner Heimath auszieht, und dauert, bis „er wieder darein tritt. Wann sie nur etwas Zeit „von einem Monat dienen, bekommen sie den gan„zen Sold. Auch wann sie krank werden, erhalten „sie die ganze Bezahlung. Die Erstattung des „Soldes wird richtig von dem Statthalter gesche„hen."

„Es sollen auch die Eidgenossen nicht getheilt „werden, sondern immer zusammen bleiben." —

Diese Bestimmungen alle, die mit Vortheil verbunden sind, mußten den lästigern die Bahn zum Fortschritt und derselben Annahme machen.

Während diesen Unterhandlungen mit den Italienischen Mächten sammelte sich der junge König in Frankreich ein großes Heer, das stark genug war, den Eidgenossen zu widerstehen, und suchte sich einen Weg, in Italien einzudringen, wo er nicht bedurfte, in tiefen Bergstraßen den ihm entgegengesetzten Widerstand der Eidgenossen oder ihre gemachten Hinderungsanstalten zu überwinden, die vergebens unternommen worden, und wo sich die Völker wieder zurückziehen mußten. Indessen versammelten sich die Bundesgenossen des heil. Bundes, über die Lage der Sachen und die nöthigen Vorkehrungen zu rathschla-

gen; man kam zu Montgallier zusammen. Der Cardinal-Legat von Sitten kam dahin im Namen des heil. Vaters und brachte 15000 Dukaten zur Besoldung der eidgenössischen Krieger. Nach dem verfaßten Abscheid daselbst war der Pabst besonders thätig, den Antheil an dem Krieg, den er nehmen wollte, durch seine Redner zu bezeugen. Er wollte jeden Monat eben diese Summe, die er geleistet hatte, zur Besoldung der Eidsgenossen beytragen, 2000 Mann Florentiner Kriegsvölker den Eidsgenossen, so im Feld sind, zusenden, und seinem Neffen ein Heer von Reisigen übergeben den Eidgenossen zur Hülfe. Sie seyen schon dießseits von Bologna angelangt; der König in Frankreich habe ihm zwar angetragen, einen Frieden mit ihm zu machen, aber er ziehe die Vereinigung des heil. Bundes und die mit den Eidgenossen Allem vor, und sey bereit, sein Schicksal mit ihnen zu theilen. Man kann sich vorstellen, wie die Beredtsamkeit des Cardinals diese Verheißungen hervorgestellt und mit allem Nachdruck der feinsten Kunst auszurüsten wußte. Auch die Spanische Botschaft versicherte ihren wichtigen Beytrag an Volk und an Geld. Im übrigen fand man nöthig, daß die eidgenössischen Völker von den verschiedenen Orten, wo sie zerstreut lagen, der Ankunft der Feinde zu widerstehen, gegen Mailand zurückgezogen und gesammelt werden sollten, weil doch der Feind von einer andern Seite einbreche. Das leitete und versprach die erste Zusammenkunft des vollständigen heil. Bundes.

Was die Streitkräfte der Eidgenossen anbetrifft, so sind sie nie mit Sicherheit auszumitteln, weil je-

dem aufgebotenen Auszug immer noch Freywillige nachzogen, die sich oft täglich vermehrten oder verminderten. Am wenigsten ist es möglich, bey diesem Krieg, da Trennung und Entfernung der Völker noch vor der Schlacht vorging. Nach dem Abschied von Montgallier, wo die verschiedenen Corps ausgesetzt sind, welche man wieder zusammenrief, machten sie ungefähr 24,000 Mann aus. Es mögen sich vielleicht noch mehrere damals gefunden haben.

Der Herzog von Savoyen der gegen die Eidgenossen ziemlich treu zu jeder Zeit bey Anzeige der Französischen Zurüstungen gehandelt hatte, wann er gleich immer seine besondern Absichten sich vorbehielt, ließ bey der Zusammenkunft der Bundesgenossen des heil. Bundes ihnen die Nachricht zugehen, daß der König in Frankreich selbst mit seinen vortrefflichsten Heerführern in dem Anzug mit festem Vorsatze begriffen sey, Mailand zu erobern. Es sey mit ihm ein Heer von 24,000 Kriegsknechten, das von dem obersten Hauptmann von Geldern angeführt sey. Dann ziehen noch ferner mit 12,000 Gascogner, 6000 Bauern und 3000 Reisige, mit einem Zug von 150 Kanonen. Dieses mache ein Heer von 45,000 Mann aus. Es konnte wohl gegen 50,000 Mann reichen. Diese ansehnliche Macht führe ein junger König selbst auf. Die vortrefflichsten Heerführer rängen um den Vorzug sich auszuzeichnen und durch neue Verdienste Huld und Beyfall des neuen Monarchen zu erwerben. Aber der Herzog von Savoyen stellte nicht nur das furchtbare Heer des Königs vor, sondern suchte auch den Anlaß, mit

denen im Feld liegenden Hauptleuten und Räthen an einem Frieden mit Frankreich arbeiten zu lassen.

Nun aber haben wir oben bemerkt, daß Hauptleute und Räthe von Vercelli aus, den heil. Bund in verschiedenen Schreiben sehr angepriesen, und die Obrigkeiten der Eidgenossen dadurch zu dem sonst lange verzögerten Beytritt zu diesem Bund vermocht haben; und also war bey dem eidgenössischen Heer eine Zahl Hauptleute und Räthe, die diesem Bund ganz ergeben waren. Nun aber, da sich mit Frankreich, wegen eines Friedens, Unterhandlungen von Savoyen aus anbahnten, waren von den Hauptleuten und Räthen der Eidgenossen auch nicht eine geringe Zahl, die denselben beförderten und wünschten. Besonders die aus den südlich gelegenen Städten mochten vielleicht von Weisern unterrichtet worden seyn, daß man einen Kampf mit einem feurigen, jungen König zur Abwendung eigener Gefahr vermeiden und einer Aussöhnung nicht ausweichen sollte. Indeß mögen auf beyden Seiten thätige Männer um eigener Vortheile willen mit eingewirkt haben, so daß die Wenigen, die mit unbefangenen Gemüthe die Sachen überlegten, die Folgen der Uneinigkeit tief empfanden und der beginnenden Zwietracht widerstanden, kaum mehr gehört wurden. Dann war von Seite der Tagsatzung den Hauptleuten und Räthen Frieden zu schließen, weder eingeräumt noch untersagt, und von beyden waren Beyspiele vorhanden; jetzt aber war der Drang der Zeit zum Unternehmen beschränkt und unmöglich. Aus diesem allem mußten nothwendig Absonderungen, Unzufriedenheit und her-

nach Rückzug entstehen. Dennoch ist zu bemerken, daß was einige Male ganzen Ständen zugeschrieben wird, nur von mehrern oder wenigern der Hauptleute, Räthe und dem Kriegsvolk zu verstehen ist, und immer einige oder mehrere auf der andern Seite blieben.

Unnöthig ist es, jeden Schritt auszuzeichnen, der zur Erhaltung des Friedens mit Frankreich, von der oder dieser Seite der Friede suchenden vorgenommen wurde, und eben so wenig ist es Bedürfniß, das Weitere anzuführen, was der Cardinal von Sitten nnd die dem heil. Bund ergebenen Hauptleute und Räthe der Eidgenossen degegen gestritten, vorgestellt und angedrungen hatten oder was die würdigsten Männer gegen die bedenkliche Uneinigkeit in einer so großen Gefahr Rührendes und Inniges zur gegenseitigen Aussöhnung und Stillung der Gemüther gethan. Das erstere ging seinen Gang fort, und das letztere erhielt seinen erwünschten Eingang nicht.

Bey dieser Stimmung der Gemüther erfolgte endlich eine Zusammenkunft Französischer Bevollmächtigter und eidgenössischer Gesandten zu Galleran, und wurde nach langer Unterhandlung ein Friedensschluß abgefaßt und unterschrieben. Nach diesem trat der Herzog von Mailand sein Fürstenthum ab, und wurde ihm dagegen das Fürstenthum Namours von Frankreich verheißen mit 20,000 Franken Einkünften, 12,000 Franken Pension, funfzig Lanzen und einer Gattin aus dem königlichen Hause. Den Eidgenossen wurden die bisher ausgebliebenen 400,000 Kronen, welche schon von Dijon verheißen wurden, zugesichert. Für die Kriegskosten sollten

den Eidgenossen 300,000 Kronen von Frankreich erstattet werden. Für die von den Herzog Maximilian den Eidgenossen abgetretenen Länder will der König denselben 30,000 Kronen bezahlen und sie wieder zu Handen des Fürstenthums zurücknehmen. Für dieses alles soll der Herzog Reinhard von Lothringen Bürgschaft ausstellen und Gewährleistung erstatten. Der abgeschlossene Bund ist kurz und kräftig für den König. Er hätte vermuthlich mehr Ausarbeitung erhalten, wenn Alles im Stand verblieben wäre.

Nach solchen Verhandlungen war die schon genährte leidenschaftliche Gesinnung für und wider dieselben aufgeregt und in Thätigkeit gebracht. Abgewogen auf der Wage der Wahrheit lag doch zu viel Gold in dem Vertrage des Friedens, aber eine schwächere Rücksicht auf einen mit so viel Ruhm und Ehre eingesetzten und mit so viel Blut vertheidigten, zwar schwachen Fürsten. Bey den Ständen Uri, Schwyz und Glarus, war entschiedener Vorsatz, den Frieden mit Frankreich nicht anzunehmen; umsonst stellte man ihnen vor, daß die Mächte Italiens, der heil. Bund, das Zutrauen nicht erfüllen würden; daß zwar wohl ihre Waffen an den Grenzen in einiger Entfernung glänzen, aber nach sichern Berichten daher keine Hülfe noch Vortheil zu erwarten sey (wie denn dieses auch im Ausgange sich deutlich zeigte), daß man also von Seite der Eidgenossen alle Gefahr allein zu ertragen hätte. Allein sie waren von dem Cardinal und seinen Künsten so gänzlich eingenommen nnd gestärkt, daß es unmöglich war, sie auf andere Gedanken zu bringen. Aber die

III. Städte Bern, Freyburg und Solothurn mit Wallis und Biel, oder vielmehr der größere Theil ihrer Hauptleute, Räthe und Völker, hielten jede Aussöhnung mit einem jungen, entschlossenen König für eine Art von Beruhigung der ganzen Eidgenossenschaft, und für eine kluge Abwendung. Hingegen jetzt und bey der gegenwärtigen Stimmung der Gemüther sehen sie nichts Gutes vor. Daher wollten sie sich lieber entfernen, als daran Antheil nehmen Sie zogen also hernach wirklich zurück. Die Hauptleute und Räthe der übrigen Stände lagen beyden von einander abgehenden Theilen an, sie möchten sich vereinigen und zu einem einzigen Schluß verbinden. Da aber dieses unmöglich war, blieben sie betroffen, zerstreut und in ihren Gedanken ungewiß, bald von der Pflicht überzeugt, ohne von der Gefahr bestürmt zu seyn, bald unruhiger und bald gelassener.

Unterdessen als dieses bey den Eidgenossen vorging, rückte das ganze Heer des Königs in die furchtbaren und berühmten Felder von Marignan hin, wo tiefe Graben, den Zugang zu verhindern, um das Lager gezogen und eine große Anzahl Schanzeu zur Beschützung desselben angelegt wurden. Dieses alles konnte man von Seite der zögernden Eidgenossen wohl vernehmen oder bemerken. Aber man sammelte sich nicht aus der Zerstreuung; man machte keine Anstalten, keinen Plan, man wählte keine Führer, wie es bey Murten geschah. Nur der Kardinal von Sitten, der entschlossene Feind von Frankreich, der in seiner harten Brust das Blut der Eidgenossen nicht schonte, und den der Jammer des Krieges nie sät-

tigte, nahm die Hauptleute und Räthe der III Stände Uri, Schwyz und Glarus mit den Künsten seiner Beredtsamkeit so ein, daß sie mit ihrem ganzen Volk, und wer noch mehr mitgehen wollte, von ihm und einigen Spanischen Reisigen, die er bey sich hatte, begleitet, gegen das Französische Lager, dasselbe am Abend noch anzugreifen, auszogen. Den Muth mit einem erhabenen Namen ihnen zu erhöhen, stellte er den Garde-Hauptmann Winkelried zum Anführer. Indem dieser Auszug vorging, eilten die nächsten Zeugen desselben, oder die mit Fleiß bestellten Boten den zerstreuten Eidgenossen zu, ihnen den Aufbruch und Angriff anzuzeigen, und sie zu dem gleichen Schritt mit Ernst und Eifer zu ermahnen. Allein sie wollten dieß Wagstück nicht glauben, bis der Hauptmann Rudolph Rahn von Zürich seinen eigenen kostbaren Fingerring ihnen zusandte, die Wahrheit dieser Anzeige zu gewährleisten, wo immer mehr und dringendere Boten zuströmten, die das gleiche mit Beschwörung bey allem, was heilig ist, und feyerlicher Aufforderung zur Hülfe bezeugten. Da wurden die Gerührten des ewigen Bundes eingedenk, entschlossen sich, ihre Brüder nicht zu verlassen, und zogen zu dem schon begonnenen Kampfe hin; und bald wußte man nicht, wer die erstern gewesen, und wer später nachgefolgt. So gleich thätig waren sie alle, wo es Noth war, zur Hülfe und zur That. Aber das Uebersteigen der Graben forderte viel Schweiß, Blut und Leben, da man auf die Eindringenden immer zuschoß. Aber auch vieles ging zu hoch über sie. Da sie einmal auf dem freyen Feld waren, üb-

ten sie Rache aus und nahmen sechs Stücke von dem groben Geschütze weg, drangen dann auf das Französische Fußvolk, besonders auf die Landsknechte zu, die mit ihnen wetteifern wollten, und die sie deswegen haßten. Diese griffen sie mit Geschrey und Gewalt an, ließen ihre harten Waffen mit Nervenkraft geführt unaufhörlich auf sie fallen mit einer Bitterkeit, die ihrem Haß entsprach. Lange dauerte der Widerstand, weil auf beyden Seiten die Erbitterung groß war; aber der angestrengtesten Uebermacht mußte zuletzt alles weichen. Die Flucht begann. Das feindliche Heer zerstreute sich und wich; aber mit diesem Sieg war auch die Nacht eingebrochen, wo alle Wirkung mit Sicherheit aufhört, und die Ansicht, die uns in unsern gefährlichen Schritten leiten sollte, verschwindet. Dieses entzog den Eidgenossen den vollständigen Sieg.

In der ganzen Nacht war an keine Ruhe zu gedenken. In dem Aufenthalt von beyden Heeren war alles wach. Selbst der König ließ sich nur den harten Harnisch abnehmen, und sorgte mit seinen Feldherren, die Zerstreuten zu sammeln, das Heer zu verstärken, und, was an den Anstalten verdorben war, mit angestrengter Arbeit wieder herstellen zu lassen. Dann zogen die schwankenden Venetianer, die dem jungen Fürsten sein väterliches Land ehedem zu erobern mitgeholfen hatten, jetzt ihm dasselbe zu entziehen, in das königliche Lager ein.

Bey den Eidgenossen war nicht Alles zum besten. Sie waren wegen des Aufenthaltes ungleicher Meinung. Die Festern wollten nach alter Sitte auf

dem Schlachtfelde, das sie errungen hatten, bleiben. Andere glaubten, es sey sicherer und besser in die Stadt zu ziehen, und da man die Verwundeten in dieselbe hintrug, gingen viele als ihre Verwandte, Freunde, Tröster und Bekannte, auch zu mehrerer Ersättigung, die sie nöthig hatten, ihnen nach. Aber dort und auf dem Felde gebrach es den Ermüdeten und durch die härtesten Anstrengungen erschöpften an dem satten Genuß der Speise und des Tranks, was ihnen nur sparsam dargeboten wurde.

Sobald der Tag anbrach, ließ sich das Geschütz der zum Streite gesandten Feinde schon hören, und die Eidgenossen waren auch bereit, den zweyten Kampf mit ihnen bisher unerhört zu bestehen. Sie hatten sich in zwey Haufen getheilt, von denen der eine dem groben Geschütz ausgesetzt war, der andere gegen das Fußvolk stritt. Beyde hielten sich tapfer. Aber der erste, wo das Urihorn brüllte, hatte offenbar den härteren Kampf und bestand ihn dennoch mit Tapferkeit aber abnehmender Kraft; der andere fühlte auch den immer zunehmenden Widerstand, aber dennoch konnte er aushalten; abgeben an den andern konnte er nichts. Dieses dauerte so in einem fort bis gegen Mittag. Da zog Alvino, der Venetianer Heerführer, seine Völker so, daß sie den Eidgenossen in die Seiten fallen konnten. Da das die ermüdeten und unverstärkten Eidgenossen wahrnahmen, so zogen sie sich in guter Ordnung und unverfolgt bis in die Stadt Mailand zurück. —

Der Verlust an Mannschaft von den Eidgenossen wird, wie immer, ungleich angegeben. Bullinger

schätzt ihn sogar auf 8000 Mann, Stettler nur auf 5000. Die Wahrheit mag in der Mitte seyn, und so geht es auch mit dem Französischen Verlust. Bullinger setzt ihn auf 10,000 Mann, Stettler nur auf 7000.

Zu bedauern ist der Verlust so vieler edeln, in hohen Würden oder in bescheidenen Stellen gleich thätiger, kluger, tapferer Männer, und der blühenden Jugend und der männlichen Kraft, die das Schlachtfeld verschlang. Einige feindliche Fahnen fielen an dem ersten Tag den Eidgenossen zu; aber das Urihorn und wenige eidgenössische Fahnen blieben am zweyten Tage dem Feind. Die übrigen Panner und Fahnen blieben den Eidgenossen, aber meistens zerrissen, blutig und entstellt. Nur die sechs Kanonen, die sie am vorigen Tag erobert hatten, waren die ganze Beute vom Feinde, die sie heimbrachten.

Bey Betrachtung dieser nun vollendeten wichtigen Schlacht könnte man fragen: Wenn die mit Uneinigkeit befallenen Eidgenossen noch so viel ausgerichtet haben, was wäre denn erfolgt, wenn sie einig gewesen wären? Allein es war in den Tafeln der Verhängnisse aufgeschrieben, daß sie keinen vollständigen Sieg, aber eine schwere Niederlage erhalten sollten. Beym Anblicke eines so blutigen Schlachtfeldes, wo so viele Weise und Edle unter den Eidgenossen, so viele herrliche Blüthe der Jugend, so viel männliche Kraft hingerafft wurde, sollten sie lehren, wie trüglich diese glänzenden Botschaften und die mit so viel Eifer und Gold gesuchten Bündnisse seyen, um sie gegen die Feinde, welche die verbundenen Mächte an-

greifen würden, hinzuführen, und alle Gefahr des Krieges auf sie allein zu wälzen. Deßnahen entstanden die ernsten Gesetze gegen die Annahme der Pensionen in verschiedenen Städten, wie sie vielmal gemeinsam vorgetragen, aber nie standhaft beschlossen und ausgeübt wurden. Doch nach einigen Jahren entzogen sich einige jeder Verbindung mit fremden Mächten. Das war die wichtigste Folge dieser Schlacht. Indessen hatte die Ehre ihrer Tapferkeit und ihr Ansehen dabey nichts gelitten. Denn der älteste und versuchteste Feldherr des Königs bezeugte unverhohlen, er sey bey vielen Schlachten gewesen, aber eine solche Riesenschlacht habe er noch nie erlebt; und der siegende König suchte zuerst den Frieden, nicht die besiegte Nation, was sonst nicht gewöhnlich ist. Die Länder, die sie für verloren halten konnten, erhielten sie wieder durch den Frieden; und den Verlust einer Art von beschwerlicher Vormundschaft eines jungen, unfähigen Fürsten, die ihnen durch die Umgebung und den Einfluß derselben sehr verkümmert ward, viel Verdruß und Bemühung zuzog, und den Mangel der dem Geber lästigen und dem Land selbst beschwerlichen Belohnung konnten sie leicht ertragen.

Da nun das eidgenössische Heer, das aus der Schlacht kam, in die Stadt Mailand trat, dachte es auf seinen Rückzug nach Hause. Der Herzog Maximilian und seine Regierung flehten die Eidgenossen an, sich noch länger zu verweilen und die Stadt zu retten. Aber sie fanden es nicht nöthig, hier zu verharren, und mit Erfolg weitere Waffenthaten

auszuüben. Sie hätten nun ihre Pflicht gethan, und der Sieger sey vor den Thoren. In den Hospitälern aber hinterließen sie 1500 Verwundete, verordneten, was zu ihrer Pflege und für allfällig Genesene geschehen sollte, verließen die Stadt, und zogen ihrer Heimath zu.

Nachdem das eidgenössische Heer zurückgekommen war, hatten die Obrigkeiten und die Abgesandten auf den Tagsatzungen viel Schweres und Wichtiges zu berathen. Die in Mailand gebliebene Besatzung, die noch von der Regierung abgeforderten Räthe und Rücksichten, die Sorge für die übergebenen Länder ennert dem Gebirge und die daselbst befindlichen Besatzungen, die innere Ruhe, die auch gefährdet wurde, der traurige Zerfall der Sitten, und mehr als dieses alles die Vorträge der Mächte zur Fortsetzung des Krieges auf der einen, und die Einleitung des Friedens auf der andern Seite, brachten einen unangenehmen und in Verlegenheit setzenden Widerspruch in alle Rathschläge, bis er mit Muth und Klugheit überwunden war.

Um mit dem Wichtigsten anzufangen, so waren die Kriegsvölker der Eidgenossen kaum zurückgekommen, als der Kaiser Maximilian schon wieder auf eine neue Anwendung ihrer Kräfte bedacht war, und, auf die erste Empfindung ihrer Rache sich verlassend, einen neuen Auszug und Einfall in Frankreich durch seine Botschafter verlangte. Um hierüber desto besser zu rathschlagen, bat er sich eine Gesandtschaft von den Eidgenossen aus, die ihm auch zugesichert und zu dem Ende hin VI. Ständen (Zürich, Bern,

Luzern, Unterwalden, Glarus und Basel) aufgetragen wurde, Gesandte in das Hoflager des Kaisers zu senden, aber dem Oberhaupt des Reichs die entzogene Hülfe in Anregung zu bringen.

Aber da der heil. Vater durch seinen Legat, Bischof von Verulam, in gleicher Absicht wie der Kaiser, die Eidgenossen zwar nicht zum Kriege gegen Frankreich auffoderte, aber dennoch im Fall, daß sie Rache ausüben und Frankreich von neuem angreifen wollten, dannzumal seine Hülfe an Volk und Geld darzustellen versicherte, so konnten die Eidgenossen sich nicht enthalten, es offen zu bedauern, daß es in der letzten Gefahr so schwach geschehen wäre. Im übrigen nahmen sie das Anerbieten mit bezeugtem Dank und Vergnügen an, und wann etwas weiters geschehen sollte, würden sie es Sr. Heiligkeit berichten.

Diese reizenden Vorträge der Mächte und das etwas starke Gefühl, mithin die Sorge der III. Stände, daß bey dem Verluste die übrigen Länder ennert dem Gebirg auch Bellenz leiden möchte, verleitete die Eidgenossen auf jeden Fall ein neues Heer von 22,000 Mann auszurüsten und bereithalten zu lassen.

Indessen kamen immer noch Abgeordnete von dem Herzoge von Mailand, die bey den Eidgenossen, als ehemaligen Vormündern noch Hülfe und Rath suchten, oder dringende Beschwerden ausgossen. Da aber die Eidgenossen fanden, daß ihnen in der Sache weiter zu schreiten, oder mit Nachdruck einzuwirken nicht möglich sey, riethen sie ihnen, mit Klugheit, sich der Gnade des Königs zu empfehlen und

sich zu unterwerfen, und versicherten sie, ihrer nicht zu vergessen im Friedensschlusse.

Unterdessen hatte doch der junge König in Frankreich empfunden, daß, wenn die Eidgenossen in ihrer Uneinigkeit, die er offenbar wahrnehmen konnte, noch so viel ausgerichtet haben, so sey es angenehmer und sicherer, mit diesem nervigten Volk im Frieden zu leben, als neuen Anfällen von ihnen (von deren Vorträgen er auch mag Kunde gebabt haben) sich auszusetzen und dazu rieth ihm auch der Herzog von Bourbon, der immer zum Frieden am geneigtesten war. Deßwegen war auch der König gegen die Besatzungen der Eidgenossen, die in den Schlössern Mailand und Cremona blieben, sehr milde, und zögerte, gegen Lauis und Luggarus und die übrigen noch von den Eidgenossen besessenen Länder mit Gewalt zu handeln. Dieses vermochte die Eidgenossen, ihre Rüstung abzustellen, und die Gesandtschaft an den Kaiser, wo sie leicht auf seinem Boden konnten mitgenommen werden, abzulehnen und zu versagen.

Es stand auch nicht lange an, daß die Besatzungen der Eidgenossen, die noch in den Mailändischen Schlössern lag, ohne einige Hinderniß oder Beleidigung entlassen und für die übriggebliebenen Verwundeten treue Besorgung von neuem verheißen wurde.

Nachdem der Herzog Maximilian Sforzia in einer eigenhändigen Schrift alle seine bisher besessenen Länder dem König förmlich abgetreten hatte, weilte er nicht länger, sondern reisete auf einem Maulthier von einem Grafen Vautorma, des Marschalls Trivultius Bruder, und einigen Angesehenen aus seinem

ehemaligen Hofstaat begleitet, wenig betrauert, aber als ein Beyspiel von dem Wechsel des menschlichen Glücks angesehen aus Mailand, dem Sitze seiner ehemaligen Regierung ab, um ein schwächeres Glück in Frankreich zu finden, das ihm noch mit der Zeit weiter zurückgesetzt wurde.

Der Herzog von Savoyen stand nicht an, das Mittleramt zu führen, das er für Frankreich schon lange übernommen hatte, und den Frieden mit Frankreich den III. Städten Bern, Freyburg und Solothurn, die denselben im Felde schon gewünscht hatten, anzutragen; und diese zögerten nicht, den übrigen Ständen davon Nachricht zu geben. Offenbar ist es ein ausgezeichnetes Verdienst des Standes Bern, daß er diesen Frieden zu einmaliger Beruhigung der Eidgenossenschaft, welche dieselbe so äußerst nöthig hatte, und zur Entfernung der eigenen so gewagten Kriege mit vielem Eifer und mit Klugheit eingeleitet hat. Zwar mag die Lücke,' die seine Leute unter dem Kriegsvolk von Marignan gemacht haben, mit einer Wohlthat lieblich auszufüllen, rühmlich mitgewirkt haben. Der Gedanke des Friedens war eine Wohlthat für die ganze Nation. Wie hatte sie sich nicht erschöpft mit Kriegen in diesen funfzehn ersten Jahren des damaligen Jahrhunderts!

Nach einigen Bedenken, die aber bald gehoben wurden, weil doch ein innerer Sinn für den Versuch des Friedens redete, kam man überein, daß bey einen Zusammentritt zu Lausanne mit den königlichen Botschaftern von den Abgesandten aller eidgenössischen

Stände, unter Vermittelung von Savoyen, um den Frieden mit Frankreich verhandelt werden sollte.

Die Verhandlung geschah aber hernach zu Genf. Da wurden bey einer langen Berathung 20 Artikel abgefaßt, die zur Berichtigung des Friedens dienen sollten. Drey Abschriften von diesen Entwürfen wurden auf Pergament geschrieben, deren eine von den königlichen Botschaftern unterschrieben und gesiegelt war, die andern von einigen Ständen eben so behandelt wurde; und so theilte man die verschiedenen Abschriften einander zu, doch mit dem Vorbehalt weiterer Ueberlegung von beyden Seiten, und, wann man sich völlig verglichen, einer vollgültigen Urkunde, womit die Sache dann erst abgeschlossen sey. — Es wird zu seiner Zeit, wann diese Urkunde angeführt wird, auch noch Rücksicht auf diese Punkte genommen werden.

Da die Antwort an den Kaiser wegen des angetragenen Auszugs und neuen Einfalls in Frankreich bis dahin von den Eidgenossen unterlassen wurde, erschienen Abgesandte von demselben, nähere Auskunft darüber zu erhalten. Aber die Eidgenossen zeigten an, daß ein solches Unternehmen ihnen immer schwerer vorkomme, und diese Betrachtung sie abgehalten habe, mit Beförderung zu antworten, da das Volk von so vielen Anstrengungen ermüdet zu einer so wichtigen neuen That kaum zusammen zu bringen wäre. Dann verhielten sie nicht, daß mit Frankreich um einen Frieden gehandelt worden; weil aber die Sache noch nicht berichtigt sey, so habe man darüber dem Kaiser noch keine Nachricht geben können. Ue-

ber diese Antwort wurden die Abgesandten in ein unverhaltenes Mißvergnügen gesetzt, und Doktor Reichenbach, der zweyte aus ihnen, trachtete Mißvergnügen unter dem Landvolk einiger Stände anzufachen.

An dem Tage, da die Zusage über den entworfenen Frieden, oder die endliche Entschließung geschehen sollte, waren die Gedanken noch sehr verschieden, und einige der wichtigsten Gesandten abwesend; aber ein beträchtlicher Theil der Stände willigte unbedingt ein. Andere hatten Bedenken oder nicht Vollmacht genug, so daß die endliche Entschließung auf einen andern Tag verlegt wurde, wo die vollständige Erscheinung und sichere Vollmacht nicht fehlen sollte. Indessen sollte die Stadt Solothurn den Vorgang und die neue Entschließung dem König berichten.

Desto mehr drangen die Mächte, die diesen Frieden nicht gerne sahen, auf die Eidgenossen ein. Der Kaiser sandte eine wiederhohlte Gesandtschaft an die Stände ab, und da von seinen Verbündeten einige abwichen, und andere nicht eifrig genug waren, hatte er entweder selbst den König in England aufgebracht, oder doch Freude gehabt, wann es von andern geschehen war; einmal es erschien ein Abgeordneter von dem König in England, der mit der Kraft, die dieser Nation eigen ist, das Begehren des Kaisers unterstützte, das darin bestand: „Die Eidgenossen „sollten mit beyden Mächten, oder allenfalls mit noch „mehrern sich verbinden, zugleich mit diesen Mächten an einem gemeinsamen Frieden mit Frankreich zu

„arbeiten, um, wann derselbe nicht zu erhalten sey, „dannzumahl gemeinsam gegen Frankreich zu streiten. „Man solle desnahen mit Frankreich alle Unterhand„lungen aufheben, weil man nur bey den Verbün„deten wahre Ruhe und Sicherheit finden könne." Allein man war schon so weit mit Frankreich eingetreten, daß der Antrag von beyden Mächten nicht den Eingang finden konnte, den sie erwarteten und wünschten. Dieses brachte den Doktor Reichenbach noch mehr auf, und da sonst nicht alle Zufriedenheit bey dem Volke herrschte, so war es desto leichter, dasselbe bis zum Ausbruch zu verleiten.

An dem bestimmten Tag, da eine deutliche Antwort wegen des Friedens mit Frankreich von den sämmtlichen Ständen der Eidgenossen nach getroffener Abrede zu geben war, erschienen alle Abgesandten derselben, und jeder sagte nach seinen Befehlen die Bedenken, die Wünsche oder die völlige Einwilligung seiner Obrigkeit, die bey der gänzlichen Auskunft zu beobachten wären. Besonders verlangten die, so gegen Italien lagen, und schon Besitzungen ennert den Gebirgen hatten, daß die schon bisher eingehabten, von den XII. Ständen besessenen Vogteyen nicht, wie der Entwurf laute, entweder mit Geld ausgelöst oder verbleiben möchten, sondern daß das Verbleiben derselben deutlich vorbehalten werde, weil es für ihre eigenen Besitzungen immer zuträglicher war. Man trug dem Stand Bern auf, ihre und andere Bemerkungen mit dem Französischen Gesandten auszugleichen, und so die vollständige Annahme des Friedens

einzuleiten. So weit wurde die Handlung des Friedens in diesem Jahre gebracht.

Was die Unruhen betrifft, die bey den Angehörigen der Städte am meisten angefacht wurden, so will ich nur bey denen bleiben, die in unserm Stand sich ergeben hatten. Es hatte zwar derselbe in diesem Falle, wo die Anträge der Mächte auf beyden Seiten so dringend waren, eine neue Maßregel ergriffen, von der ich bey andern Bündnissen bis dahin nie einige Spur bemerkt habe: Allen Gemeinden des Landes den Antrag des Friedens mit Frankreich zu berichten und ihre Meinungen darüber einzuhohlen. Das mag freylich an allen Orten viel Redens verursacht haben; doch zu einem solchen Ausbruch wäre es nicht gekommen, wenn nicht im Dorfe Wädenschweil ein verdächtiger Mann von den Dorfleuten angehalten, auf die Folter gebracht nnd hingerichtet worden wäre, da er in seinem Bekenntniß eingestanden, daß er bey der Schlacht bey Marignan von den Franzosen zur Untreue verleitet, von einem Dach denselben Zeichen gegeben habe, wo ihre Gefahr am größten sey und wo die Eidgenossen einbrechen wollten, oder wo sie am leichtesten anzugreifen wären. Dann zeigte er auch in seinem Bericht verschiedene Männer aus verschiedenen Ständen an, die sich zur Untreue gegen das Vaterland verleiten ließen. Die meisten aber waren von den Unsern. Dieses erbitterte das Volk, und es hatte kein Bedenken, die alten unvergeßlichen Wege eines Aufruhrs zu suchen, um diese zu leicht geglaubte Untreue zu rächen. Sie ließen desnahen den Sturm in das ganze Land ergehen, und veran=

stalten, daß von den Seeufern einige tausend Mann in die Stadt ziehen sollten. Da dieser furchtbare Anzug den Bürgermeistern kund wurde und sie anfingen zu berathen, was zu thun seyn möchte, kam der ehrwürdige Greis Hugo von Landenberg, Bischof von Konstanz, der in der Stadt war, zu ihnen, und dieser geistliche Vater, und auch die beyden Burgermeister Röust und Schmid, die schon betagte Männer waren, entschlossen sich, zu den aufgebrachten Angehörigen vor die Stadt hinauszugehen. Gerührt sah ihnen die Bürgerschaft, wo sie durch die Straßen hingingen, aber auch mit banger Sorge zu. Als sie bey den Aufgebrachten angekommen waren, wandten die beyden Vorsteher des Staats alle ihre liebreiche, ernste, dringende Beredtsamkeit an, sie zur Rückkehr, zur Ruhe und zu einem billigen, treuen Angehörigen geziemenden Vortrag ihrer Begehren, wenn sie gegründet wären, zu ermahnen. Der Bischof wandte noch mehr seine sanften einnehmenden, religiösen Ermahnuugen und seine ehrwürdige Stimme an. Allein es war alles umsonst. Sie ließen sich weder zur Rückkehr, noch zu angemessenem Vortrag ihres Verlangens durch Abgeordnete bereden, sondern foderten die untreuen Städter mit harter Stimme auf, und wollten selbst Zeugen seyn ihrer verdienten Strafe. Da nach wiederholten Versuchen, die Leute zu besänftigen und zurückzuleiten, alles mißlang, so wurde hernach auf treues Hinterbringen von den Räthen beschlossen, man sollte einen Theil dieses Volkes in die Stadt aufnehmen, unter treu gemachten Anstalten, wegen öffentlicher Ruhe. Man setzte die

von den Landleuten dargegebenen, einige vielleicht nicht ohne Selbstverlangen, in Verhaft. Die Untersuchung, zu der selbst Landleute gezogen wurden, währte nicht lange. Es waren rechtschaffene Leute unter den Gefangenen, die mit ihrem Leben und mit festen Beweisen ihre Unschuld offenbar machen konnten; nur einige wenige, die es an sich kommen lassen mußten, Geld erhalten zu haben, mußten selbiges der Obrigkeit entrichten und wurden an Ehre bestraft hernach aber wieder begnadigt. So hatte des Reichenbachs Kunst oder der Neid Verläumdungen auf redliche Leute fallen lassen, die der segnende Himmel bald rettete. Zwey Wochen lang am Ende des Jahres dauerte diese in vieler Rücksicht merkwürdige Geschichte. Die Obrigkeit fand am Ende, es sey nicht außer dem Weg, und nach vorigen Beyspielen, den Abreisenden auf die Heimkehr einige tausend Gulden um mehrerer Kundmachung des Verhaudelten willen zukommen zu lassen. Da die Landleute, und etwa ihre Jugend, wenn sie die Väter besuchten, viel Naschwerk von Honig und Zucker, das damals im Brauch war, von den Krämern umsonst empfingen, wie denn die Bürger gegen Landleute nach und nach sich immer gütiger zeigten, hernach aber das müßige Landvolk dergleichen selbst unbezahlt nahm, so daß man die Krämer entschädigen mußte, so gab man hierauf diesem Auszug oder Krieg den Spottnamen Bymenzelten- (Bienen-Zelten) Krieg, von diesem Naschwerk her, das allen gefiel und das Ungute auslöschte. —

Bey diesen Unruhen fällt der Gedanke auf, wie

viel unser Land von befriedigten und unbefriedigten Mächten und ihren Abgeordneten, geistlichen und weltlichen Standes an begangener Untreu gegen die Obrigkeit und Abbruch am Volk hat erleiden müssen; wie keiner List, keiner Kunst, keinem verschwendeten Geld geschont wurde, unser Volk auf die Schlachtbank zu führen, ihren Pflichten entgegen zu handeln, oder Unruhe anzurichten, und das Ansehen der Obrigkeit zu schwächen. Dergleichen Gedanken mochten damals, bey den vielen Unterhandlungen, Unruhen und Verlust jeder Art, manchem redlichen Staatsmann aufgefallen seyn. Desnahen finben sich auch in den Abschieden neue fortgesetzte Erörterungen über die Pensionen und das Reislaufen. Man wünschte die Verordnung, die in der äußere Form ganz vollendet war, damals schon erfüllt zu haben, und hatte doch nicht soviel Muth, ihr die Kraft zu geben, die nur treue Handhabung hervorbringen kann. Einige Stände sahen das ein, hatten den Muth, nnd brachten Gesetze darüber in Erfüllung.

Eine gleiche Angelegenheit weckte die stärkste Empfindung nuf, nämlich, das Verderbniß und die Rohheit der Sitten, so wie der in so vielen Kriegen mit frecher Stimme angewöhnte trozige Spott, da man einander so leicht Laster, wie ehemals Lächerlichkeiten vorwarf. Dieß alles bedauerte man, sah es tief ein, aber fand schwer, da zu helfen und die vorige Satzung desto nöthiger.

Der Herzog von Savoyen, im Gefühl, an dem Frieden mit Frankreich viel gearbeitet zu haben, ließ seine Verdienste darüber den Eidgenossen mit Beschei-

denheit bemerken und bat sich aus, da der Stand Wallis die Landschaft Chablais in den Burgundischen Krieg an sich gebracht, daß die Eidgenossen sich verwenden möchten, die Zurückgabe dieser Landschaft wieder dem Hause Savoyen zu Stande zu bringen; und da wegen Furno noch eine Zahlung übrig sey, so möchte man allgemein dieselbe gütigst nachsehen, wie schon einige Stände gethan. Dieß Jahr geschah nichts weiter als ein Hinterbringen wegen dieser Sache.

Auch von Savoyen geschah der erste Antrag, daß das Fürstenthum Neuenburg, das in den Burgundischen Kriegen von den Eidgenössischen Ständen zu Handen genommen wurde, weil der junge Fürst Frankreich zugezogen war, da doch Frankreich nun bald Frieden hätte, der Frau Markgräfin, seiner Mutter, die so nichts begangen, wieder zugestellt werden möchte. Die Eidgenossen vernahmen das nicht gern, aber es war auch nur der erste Ruf; der einst befriedigte König unterließ später dann nicht, die noch kräftigern deßwegen hören zu lassen.

Endlich kann ich mir nicht versagen, eines Schreibens noch zu gedenken, das der Herr von Meriere, der einzige vermögenliche Geißel, der bey der Belagerung zu Dijon für die damals bestimmte große Summe einige Zeit lang mit den übrigen Geißeln in Zürich war, an die Eidgenossen erlassen hat, worin er für alles das Gute, Gefällige, und für die beßte Freundschaft, die ihm bey seinem Aufenthalt bey uns wiederfuhr, den lebhaftesten Dank abstattet und das Andenken davon immer beyzubehalten verspricht, auch

wenn man von dem König in Frankreich je etwas zu verlangen wünschte, sich mit Freude anerbiethet, alles Mögliche zu diesem Endzweck anzuwenden. Ob er vielleicht seither Sr. Königl. Maj. näher gekommen und sein Ansehen größer geworden ist!

(1516.) In diesem Jahr wurde der wichtige Vertrag mit Frankreich, der sogeheißene Ewige Friede, von der ganzen Eidgenossenschaft aufgerichtet. Aber die ganze Unterhandlung war mit soviel Schwierigkeiten verbunden, die Stände so von einander abgeschieden und getrennt, daß vorher ein mißlungener Krieg, die Auflösung langwieriger Abneigungen, tiefe Empfindung der unseligen Folgen einer fürdauernden Entzweyung der so genau verbundenen Stände, eine bedeutende Nachsicht gegen die Wünsche des schwächern Theils erfolgen mußte, ehe man sich zu einer allgemeinen Uebereinkunft verstehen konnte; und da dieser wichtige Vertrag die innere erwünschte Ruhe zwar nicht verschaffte, aber mächtig auch in der Zukunft beförderte, und uns wenigstens der Last, allein und mit eigenen Kräften, von verbündeten Mächten verlassen, heftigen Kampf gegen Könige zu führen für immer entließ, so kann ich mir nicht versagen, jeden Schritt, der zur allgemeinen Annäherung der Uebereinstimmung führte, mit möglichster Kürze zu berühren.

Bey der ersten allgemeinen Tagsatzung waren die meisten Stände, VIII. an der Zahl, nämlich Bern, Luzern, Unterwalden, Zug, Glarus, Fryburg und Solothurn nebst Appenzell auf der Seite von Frankreich, und mit dem entworfenene Vertrag des Frie-

dens zu Genf zufrieden, und V. andere Stände, nämlich Zürich, Uri, Schwyz, Basel und Schafhausen dem Kaiser ergeben und der Vereinigung mit Frankreich zuwider. Da foderten die VIII. Stände die abgeneigten V. auf, mit ihnen die Verbindung mit Frankreich einzugehen, um die innere Ruhe in dem Vaterlande, die man so sehr bedürfe, wieder herzustellen. Die Französische Gesandtschaft, die auch zugegen war, und schon in einigen Punkten Nachgebung zusicherte, foderte das Gleiche mit Vorstellung der besten Absichten des Königs für die Eidgenossenschaft und seiner treuen Freundschaft. Die V. Stände antworteten, was man bey Ablehnung einer Sache gewohnt war zu sagen, sie wären nur gekommen, anzuhören und werden Alles hinterbringen. Am Ende zeigte Zürich an, daß ein Englischer Gesandter mit kraftvollem Metall reichlich versehen (womit diese Nation zu jeder Zeit viel ausgerichtet hat) angelangt sey. Man überließ der Stadt, einen Tag zu seinem Verhör anzusetzen.

Indessen hatte Frankreich, zu Erfüllung des zu Genf beschlossen Friedens, die große Summe, die zu Dijon verheißen war, mit großer Pracht und militärischem Begleiten nach Bern gebracht. So viel Vergnügen, als der viel Aufsehen machende Schritt hier und dort machte, so sahen einige dennoch mit anderm Gefühl und schwerem Herzen diesen Aufwand von Pracht und überfließenden Gaben an.

Nun entstanden (was auch den Redlichen weh that) zwey abgesonderte Tagsatzungen, von jedem Theil der Stände eine besondere. Die von den VIII. Stän-

den versammelte sich zu Bern, die von den V. zu Schwyz. Die erstere fühlte sogleich den Abgang ihrer Brüder und fand bey der Berathung nöthig, dieselben zu ihren Absichten des Friedens zurückzuführen. Sie wählten eine Gesandtschaft an die V. Stände und schrieben denselben die Tage aus, wo sie wünschten, daß ihre Abgeordneten vor den höchsten Gewalten erscheinen könnten, und trugen ihren Abgeordneten auf, sie sollten diesen V. Ständen liebreich vorstellen: „Daß der Vertrag zu Genf mit „mehr oder minderer Ausgleichung ein wahrer Friede „für die ganze Eidgenossenschaft sey, und eine ächte, „innere Ruhe verschaffen könne, die sie nach so vie„len immerwährenden Kriegen und auch Niederlagen „so sehr bedürften, wo das ganze Land seine An„bauer und Besorger in seiner Verödung flehend zu „sich rufe, wo hingegen bey der Verbindung mit „Italienischen Mächten nichts als immerwährender „Krieg vorzusehen sey, weil diese Frankreich nicht „in Italien dulden, die Könige in Frankreich aber „dieses schöne Land nicht verlassen wollten. Ob sie „dann vergessen haben, wie Italiens Mächte ihren „eigenen Krieg allein auf uns gewälzt, und uns alle „Hülfe eutzogen haben? Und ob sie denn, im Falle „eines neuen fremden Kampfes, denselben allein zu „bestehen, nicht müde seyen? Endlich sollten sie be„trachten, wie schädlich eine solche Trennung der Ge„müther unter gleichen Eidgenossen sey, und, daß die „bis auf diese wenige Zeit ungestörte Eintracht unser „Glück und Wohlstand war, und daß diese beyden „Sachen das Größte, was ein vereinter Staat sich

„wünschen kann, ihm verleihen mögen. Dazu er=
„muntere die Mehrzahl der Brüder, die vertraute=
„sten Mitbrüder." Daß diese Vorstellungen nicht allen Eindruck gemacht und den erwünschten Eingang gefunden, zeigt sich aus dem bald hernach erfolgten Aufbruch des Volks.

Bey der Tagsatzung zu Schwyz stärkten sich die Stände unter einander, und nahmen ihre Maßregeln. Hernach erschienen vor denselben die kaiserlichen Botschafter von dem Englischen Gesandten begleitet. Diese forderten von den V. Ständen einen Auszug mit ihren Völkern auf Mailand, wo der Kaiser mit einem zahlreichen Heere selbst erscheinen würde. Sie versicherten dabey, daß die V. Stände von beyden verbündeten Mächten alle Monate 5000 Gulden für die Besatzungen in den Schlössern ennert dem Gebirge erhalten werden, und behielten sich vor, in den Städten selbst das Nähere zu eröffnen und die Zubereitung zu dieser Waffenthat mit Angelegenheit zu verlangen. Da man sich auf die Obrigkeiten selbst berufte, so bedurfte der nicht unwillkommene Antrag dieses Mal keine weitere Antwort, als: Man wolle das Weitere erwarten.

Mit den VIII. Ständen hatten die fünfe keine weitern Verhandlungen, als daß sie dieselben schriftlich ersuchten, ihre Besatznngen ennert dem Gebirge stehen zu lassen, da sich der Kaiser anerboten habe, fünftausend Gulden monatlich zur Bezahlung dieser Besatzung zu leisten. Die acht Stände antworteten mit der Zusage ihnen entsprechend, ihre Besatzungen

dort zu lassen. Sie zeigten auch an, daß man zur Ausgleichung einiger Punkte nicht abgeneigt wäre.

Ob es bey der Tagsatzung zu Schwyz abgeweckt war, oder ob die beyden Stände Uri und Schwyz es aus sich thaten, ist nicht auszumitteln; aber gewiß ist's, daß beyde an den Stand Glarus mit Nachdruck schrieben, und denselben auffoderten, theils den beyden Ständen in diesem besondern Fall zu entsprechen, und das viele, so sie mit einander geleistet und erduldet haben, zu betrachten, von dem Frieden mit Frankreich abzustehen und als Freunde und Bundesgenossen zu ihnen überzutreten. Ob sie an mehrere Stände geschrieben, ließe sich aus einigen Spuren eben nicht zuverlässig vermuthen.

Da die kaiserlichen Gesandten bey den V. Ständen vermittelst der Beyhülfe des englischen Gesandten so viel erhielten, daß sie einen Auszug von 15000 Mann mit dem Kriegsvolk, das die Bünde in Rhätien auch mitzugeben entschlossen hatten, unternehmen wollten, so kam das ganze Heer zu Chur zusammen, und rückte über die Etsch und das Etschland dem Mailändischen zu. Als sie nach Cremona kamen, fanden sie den Kaiser selbst, umgeben von vielen Fürsten, großen Herren und den Anführern des Heers. Er empfing die Eidgenossen mit vieler Huld und herablassender Gnade und freute sich über ihre Ankunft. Denn es machte ihm immer Vergnügen, die Schweizer als seine Reichsgenossen anzusehen. Das Heer war zahlreich von Reisigen und Fußvolk, mit vielem großem Geschütz versehen. Hingegen fand sich beym Französischen Heer nicht so zahlreiches

Kriegsvolk, so daß bey unverzögertem Angriffe und Fortschritt die Eroberung von Mailand nicht sehr schwierig gewesen wäre. Aber der Kaiser hielt viel Rath; doch an gesetztem Sinne und kraftvoller Ausführung gebrach es ihm meistens. Auch jetzt ließ er sich von einem feinen Italiener rathen, nicht sogleich auf Mailand loszugehen, sondern vorher noch einiger Städte, wo wichtige Besatzungen lägen, sich zu bemächtigen, um den Rücken frey zu halten. Es geschah aber in der Absicht, ihn noch ferne zu halten, damit inzwischen die Franzosen sich besser behelfen könnten. Man nahm auch wirklich einige Städte mit Sturm ein und rückte auf Mailand los. Hier ließ der Kaiser durch einen Herold die Stadt zur Uebergabe auffordern; aber der Herzog von Bourbon schlug es ab: „Der Kaiser habe sein Recht an Sforzia „verkauft und der König werde sein Erbtheil be„schützen." Da eilte Albrecht am Stein von Bern, ein äußerst fähiger Kriegsheld, aber eben so wohl auf seinen eigenen Nutzen bedacht, aufgefordert von Mailand aus, mit 15,000 Mann durch Piemont unter vieler Gefahr, die er glücklich überwand, dem an Volk bedürftigen Mailand zu, und hatte noch das Glück, die kaiserliche Kriegs-Casse aufzuheben, und sie als Beute mit seinem ganzen Kriegsvolk nach Mailand zu bringen. Da fehlte es nun den Franzosen an Streitkräften nicht mehr, und sie konnten den Angriff mit großem Geschütz und einen etwanigen Sturm leicht aushalten. Aber es konnte dem vermehrten Volk leicht an Lebensmitteln gebrechen, wenn die Belagerung sich in die Länge verziehen sollte. Deß-

wegen suchte der alte Trivulzio durch eine List diese Gefahr abzuwenden. Er schrieb einen Brief an Stapfer und Göldli, die beyden Anführer des eidgenössischen Heeres von Zürich. Sie sollten das Vorhaben, das sie mit ihm verabredet, doch bald ausführen. Diesen Brief wußte er den kaiserlichen Offizieren in die Hände fallen zu lassen, die denselben dem Kaiser hinterbrachten. Eine solche Untreue, die er doch nicht untersuchen wollte, und auch zum Verwundern niemals ahndete, benahm dem alten Monarchen den Muth, daß er, ohne weiter etwas vorzunehmen beschloß, mit dem ganzen Heere seinen Rückzug anzutreten und die ganze Unternehmung zu verlassen. — Und so ließen auch die Franzosen unverfolgt das Heer abziehen und beschenkten den dienstfertigen Albrecht am Stein von Bern mit großem Reichthum.

Nach einem solchen unerwarteten Ausgang einer Unternehmung, die mit so vieler Zubereitung ausgerüstet eine ganz andere Leitung verhoffen ließ, kehrten die eidgenössischen Krieger, außer wer gern oder aufgefodert bey dem kaiserlichen Heere blieb, meistens unbezahlt ihrer Heimath zu; und die V. Stände sahen von nun an die sonst zuversichtliche Hingebung in den Willen des Kaisers nicht mehr so ganz beruhigend und vorzüglich erwünscht an.

Bey dieser ungewissen und gleichsam zerrütteten Lage der Sachen, wo nichts gelang und alles seine Schwierigkeiten hatte, fanden die Eidgenossen nöthig, eine allgemeine Zusammenkunft zu halten, da ihre Krieger noch so zerstreut, die einen beym kaiserlichen Heer, die andern in Mailand bey dem Französischen

geblieben waren. Man fand nöthig, daß von den VIII. Orten nach Mailand, und von den V. andern nach dem kaiserlichen Heer Botschafter abgeschickt werden sollten, diese Zerstreuten nach Hause zu fodern und heimzuführen. Dann aber traten die VIII. Stände mit den V. in freundliche Unterredungen ein, ihnen einmal vertraulich mitzutheilen, was sie an dem Friedenswerke, das zu Genf entworfen wurde, auszusetzen hätten oder anders wünschten, damit man auch einmal sich wieder nähern, die bedauerliche Trennung aufheben und endlich wieder zu einer Uebereinstimmung gelangen möge. Da redete der erste Gesandte von Bern auch im Namen seiner Mitstände die Abgesandten der V. Stände also an:

„Getreue, liebe Eidgenossen! Wann auch unsere „Gesinnungen und Ansichten noch so entfernt wä„ren, wie sie, ich darf es bezeugen, gewiß nicht „sind, so mußte doch ein jeder von uns gestehen, „daß Friede und Ruhe für unser Land ein wahres „Bedürfniß seyen. Oder sehet unsere Felder an, ob „sie nicht bessere Wartung und Besorgung höchstens „bedürfen? und unsere Viehzucht, die treue Nähre„rin unsers Landes, ob sie nicht täglich abnehme? „Gehet in die Hütten der Landesbewohner; und was „findet ihr da? Gattinnen ohne Gatten, traurige „Mütter ohne Söhne, Schwestern ohne Brüder, „gänzlicher Abgang männlicher Hülfe und dabey „Elend und Verlegenheit. Und wo sind die Män„ner? In dem glänzenden Italien, unter verwil„derten Sitten oder im Grab. Soll denn das im„merwährende Kriegen kein Ende haben? Sollen

„wir denn nicht auch einmal an Ruhe und Frieden „gedenken, besonders wann sich eine Gelegenheit von „selbst dazu giebt? Der junge König in Frankreich, „der unsere Nation erfahren hat, wünscht und verhält es nicht, daß er sie nicht weiter zu Feinden „haben möchte, sondern mit ihnen Frieden und Freundschaft suche. Der Herzog von Bourbon hat diesen „Gedanken schon lange genährt und wendet auch „alles an, denselben einmal auszuführen; ja selbst „die Königin Mutter verlangt den Frieden wie eine „sorgsame Pflege für ihren geliebten Sohn. Sollen „wir denn eine so gute Stimmung unbeachtet vorüber gehen lassen, ohne einigen Nutzen daraus zu „ziehen? Ist uns doch schon vieles in einem vorläufigen Entwurf eingeräumt worden; und was wir „weiter wünschen, das dürfen wir zuversichtlich hoffen, auch noch zu erlangen. So überleget denn „nur, getreue, liebe Eidgenossen, mit euerer gewohnten Sorgfalt, was ihr noch verändert wünschet „und zeiget es uns vertraulich an. Wir wollen alles anwenden, und sind gewiß, es zu erhalten. Was „findet ihr doch bey den übrigen Mächten, die euch „so nachstreben? Sie wollen Frankreich aus Italien „vertreiben, und das sollet ihr auf ihr Begehren, wie „bis dahin hülflos und allein thun. Aber seyd ihr „nicht auch müde und satt, allein gegen Könige zu „streiten auf das Andringen hoher Verbündeter, welche die ganze Last auf euch wälzen? Der Kaiser hat „ja schon seine Erbeinung mit allen Ständen. Die „wollen wir alle treulich halten, und der König in „England ist zu entfernt von uns, verlangende Hülfe

„zu geben. Sollen wir denn, theuerste Eidgenossen, „so lange noch von einander entfernt bleiben? Kehren wir doch wieder gegen einander zur Eintracht „zurück, welche die größte Kraft und der wichtigste „Zweck unserer Verbindungen ist. Menschen können „fehlen und irren. Aber geliebte Brüder und Eidge„nossen, übersehet das um des Guten willen, das „man einander geleistet hat. Ihr könnet bey keinem „Werk euch wieder mit einander vereinigen, als bey „dem Frieden, den der Himmel selbst gern sieht. So „öffnet nun euere Wünsche, und übergebet sie uns."

Diese Rede hörten die Abgesandten der V. Stände mit besonderem Vergnügen an und nahmen sie mit verheißener williger Entsprechung auf, ihre Wünsche bald einzugeben.

In dieser Zeit kamen bey den V. Ständen auf einer Tagsatzung wieder Botschafter von dem Kaiser und dem König in England, die nichts Geringeres anzutragen hatten, als einen neuen Aufbruch nach Mailand zur Eroberung dieser Stadt. Bestürzt über die Wiederaufnahme eines Unternehmens das man so leicht hatte fallen lassen, wiesen sie die beyden Botschafter an die sämmtlichen Eidgenossen, da in jedem Fall mehr kräftige Einwirkung zu erhalten sey, und wandten damit den bey diesen nicht so willkommenen Antrag auf einmal von sich ab.

Dann berathschlagten die V. Stände sich noch besonders über das, was sie ihren mehrern Brüdern versprochen hatten, was nämlich bey dem Friedensentwurf mit Frankreich anders zu fodern und zu

wünschen wäre, und kamen überein, folgende Punkte vorzuschlagen:

1) „Daß sie wider den Kaiser sich nicht mit „Frankreich einlassen wollen, sondern zu bedenken „geben, wie der Kaiser mit den Eidgenossen zugleich „befriedigt werden könnte."

2) „Von den Schlössern, Ländern und Leuten „ennert dem Gebirg, die noch in ihrem Besitz seyen, „wollen sie nicht ablassen, sondern dieselben beybe„halten."

3) „Möchten sie sich zu keiner Hülfe verbinden, „von einer Vereinigung und Bündniß ganz abste„hen, und den Frieden allein beschließen, der zum „Lob, zur Ehre und zum Ruhm der ganzen Eidge„nossenschaft gereichen möge." —

Dabey ward noch abgeredet, den VIII. Ständen ihren Wunsch zu bezeugen, daß, wann diese Punkte nicht angenommen würden, dannzumal die ganze Handlung aufgehoben werde.

Dann aber ward der Antrag des Kaisers und des Königs in England wegen eines neuen Aufbruchs des Krieges gegen Mailand nach der Weisung der V. Stände vor die Versammlung der ganzen Eidgenossenschaft gebracht, welche denselben bey Zurücknahm an ihre Obrigkeiten näher zu erdauern verhieß. Dieß geschah in Bern, wo zugleich die eingegebenen Punkten auch mit den Botschaftern von Frankreich untersucht und abgehandelt wurden. Aber die Ausgleichung konnte nicht statt finden, da die Französischen Botschafter aller angewandten Mühe ungeachtet nicht zu allem die Hand bieten konnten und wollten.

Man entschloß sich, mit einiger Festigkeit an den König selbst zu schreiben und die Botschafter verhießen, das Begehren zu unterstützen, und in wenigen Tagen wieder Antwort zu bringen. Die Gesandten der III. Städte von den V. Orten (Zürich, Basel und Schafhausen) entfernten sich und wurden desto eher entlassen, weil keine Gesandten von Uri und Schwyz gegenwärtig waren. Man verhieß aber den V. Ständen mitzutheilen, was die Botschaft an den König bey ihrer Zurückkunft mitbringen werde.

Auf einem Tag zu Zürich ward den V. Ständen angezeigt, wie weit man in der Unterhandlung nach den neuern Berichten von Hof gekommen sey. Allein die V. Stände waren damit nicht zufrieden, daß die VIII. Bundesgenossen allein und für sich ein Bündniß mit dem König eingehen sollten. Sie stellten das besonders Stehen der Cantone in einem so wichtigen Verhältniß mit dem Könige lebhaft als unzulässig vor, so daß, bey dem Beharren auf diesem Vorhaben, sie ihre Obrigkeiten bitten würden, von der ganzen Handlung abzustehn.

Ueber die angetragene Verbindung mit dem Kaiser und dem König von England und wegen eines neuen Aufbruchs nach Mailand, war zur Vereinigung unter sich die Antwort leichter. Man sey mit so vielen Geschäften überladen, daß man unmöglich in eine so weitläuftige Unterhandlung eintreten könne. Indessen werde man mit Sr. Kaiserlichen Majestät die Erbeinung treulich halten, und Alles das erfüllen, was die Ehrfurcht gegen das höchste Oberhaupt des Reichs und die bestehenden Verhältnisse erheischen.

Nach zwey verschiedenen Tagsatzungen, da entweder absichtliche Verzögerung durch das Zurückhalten der Abgesandten zweyer Städte den Reitz zum Nachgeben und zur Beendigung vermehren sollte, anderseits aber noch ungleiche Gedanken vorwalteten, vereinigte man sich zu Zürich am 11. Sept. zu einem allgemeinen Schluß und Festsetzung des Friedens mit Frankreich, und es wurde ein Tag nach Fryburg festgesetzt, um an demselben alles zu berichtigen, da man die Artikel, über die man völlig übereingekommen war, in Schrift verfaßt und jedem Gesandten eine Abschrift davon mitgetheilt hatte. — Aber dennoch mußte der Tag zu Fryburg noch einmal wiederholt werden, und aus dem Hause Savoyen ein Mann von einnehmenden Sitten, außerordentlicher Thätigkeit und unwiderstehlichem Einfluß auf die Gemüther sich anstrengen, um endlich alles zu beruhigen. Die Urkunde wurde unwiderruflich abgefaßt und dem Stadtschreiber von Fryburg befohlen, von Ort zu Ort die Urkunde zu bringen und an jedem Ort ohne Rücksicht, wer vorher gesiegelt hätte oder nicht, ungehindert siegeln zu lassen. Die Freude über das beschlossene Werk war allgemein. Die Franzosen übertrafen nicht nur wegen der Natur ihres Volks die Eidgenossen an Lebhaftigkeit ihrer Freude, sondern auch an innerm Gehalt des Werks.

Was diesem Ausgang der Sache nach mehr gute Ansicht gab, war die Nachricht, daß der König in Spanien zu gleicher Zeit mit dem König in Frankreich Frieden geschlossen habe. Das that dem alten Kaiser im Anfange weh; aber hernach beruhigte er sich

und sah die beyden Frieden auch zuletzt mit Wohlgefallen an. Und so mußte ein Werk, daß der Himmel begünstigt, das Unfrieden und Trennung auflöst, die Waffen in Schatten legt, und dem ganzen Vaterland innere, lang erwünschte, nöthige Ruhe bringt, auch von denen, die es hinderten, gelobt werden, und zur Einleitung größerer Ruhe dienen.

Dieser Friede ist ein weitläuftiges Werk; aber da er so vielfältige Rücksichten zeigt, das tapfere Volk der Eidgenossen nicht länger zu einem furchtbaren Feinde zu haben, und von dem Ansehen zeugt, das die Vielsiegenden anzuwenden wußten, da es viele Sittengemälde darstellt und in den Ursprung verschiedener Rechte eintritt, die hernach vermehrt und verändert wurden, so wage ich es, den ganzen Inhalt im Wesentlichen mit einigen Bemerkungen anzuführen.

Der Eingang stellt Franz I., König in Frankreich, Herzogen zu Mailand, Herrn zu Genua und Grafen von Asti als den einen, und die XIII. Stände der Eidgenossenschaft, die III. Bünde in Rhätien, Abt und Stadt St. Gallen, das Land Wallis und die Stadt Mülhausen als den andern der in Friedensverhandlung tretenden Theile vor. Er beschreibt das schwere Ungemach des Kriegs, das unter beyden Nationen lange gewaltet und endlich auf beyden Seiten den Wunsch erregt, den Frieden zu suchen und die alte Freundschaft zu erneuern, wo dann nach angepriesener Leitung der weisen Vorsehung des Höchsten beyde Theile in Unterhandlungen eingetreten seyen, und nach viele Mühe und Arbeit zwischen

Frankreich und der Eidgenossenschaft ein ewiger immerwährender Friede durch eine völlige Uebereinkunft errichtet worden, wie die Punkten nun nach einander sich ausweisen.

1) „Daß alle Feindschaft und ungute Gesinnung „gegen einander aufgehoben, abgethan und in Frie„den aufgelöst seyn sollen; und was an Raub, Mord „und Brand während des Kriegs verübt worden, „vergessen, hin und abseyn, und in keine Ansprache „fallen soll, mit Vorbehalt der Ansprachen, die „nach den Capiteln, so mit dem König Ludwig XII. „errichtet wurden, jedem zur Ausübung verbleiben." — Der Friede vergißt, was trauriges Kriegsrecht gestattet, und der Vorbehalt richtiger Ansprache ist hier überflüssige Bedingung, da die Natur es mit sich bringt.

2) „Sollen alle Gefangene, so auf dem Lande und „Meere, in Städten oder in Schlössern gefangen „oder gekauft worden sind, einander ohne Lösgeld „zurückgegeben und ohne Beleidigung sicher heim ge„lassen werden." — Auffallend sind die Gefangenen auf dem Meere und die Verkauften. Sonst ist diese Bestimmung ein schöner Zug von redlicher Gesinnung.

3) „Die Ansprachen der Knechte, die nicht von „diesem letzten Krieg herrühren, in so fern dieselben „nicht entlassen oder aufgehoben werden, sollen nach „den Kapiteln, die hernach angeführt sind, ausge„tragen werden." — Möchte der Wink zur Erlassung befolgt worden seyn!

4) „Alle diejenigen welche nach dem Schlusse der „Capitel, die mit Ludwig XII. gemacht worden, von

„demselben König oder dem Eidgenossen in Bündniß, Bürger- und Landrecht aufgenommen wurden, „sollen diese Rechtfertigung genießen und sich derselben erfreuen. Doch sind ausgeschlossen diejenigen, die „außerhalb der Marchen der Eidgenossenschaft, nicht „von deutscher Sprache und den Eidgenossen nicht „unterwürfig sind.“ — Es ist schwer, diesen Ausschluß zu bestimmen; doch mögen die Stände in Italien vielleicht darunter verstanden seyn.

5) „Es sollen den Kaufleuten und Unterthanen, „die aus der Eidgenossenschaft sind, alle Freyheiten „und Privilegien in der Stadt Lyon, die von den „vorigen Königen in Frankreich gegeben wurden, feyerlich vorbehalten und bestätigt seyn.“ Dieß ist das erstemal, daß von den Privilegien in Bündnissen so deutlich gedacht wird, die sich zwar auf Lyon zu beziehen scheinen, aber hernach weiter ausgedehnt wurden. Dieses ist der erste Satz dieses Punkts; der zweyte bezeugt das Wohlgefallen des Königs: „Den Herren der Eidgenossen zu lieb, allen Unterthanen des Herzogthum Mailands, weß Standes „oder Wesens sie sind, zu verzeihen, welche in den „Diensten des vorigen Herzogs gewesen oder in Schlössern Mailands hin und wieder in Eidgenössischen „Besitzungen sich aufhalten, daß sie ohne Beschädigung ihres Leibs und Guts zu ihrer Heimath wiederkehren mögen.“ — Darüber wurden die Eidgenossen angefleht von vielen ehemaligen Dienstleuten des Fürsten. Sie hielten ihr Wort, und der König ehrte ihre Fürsprache.

6) „Gibt der König zum Ersatz dessen, was bey

„der Belagerung von Dijon versprochen worden, „den Eidgenossen die Summe von 400,000 Gold„kronen." — So mußte, was die List zu entziehen glaubte, weil doch der Rückzug von Werth für Frankreich war, später entrichtet werden. — „Dann „gibt der König zum Ersatz der Kosten wegen des „letzten Italienischen Kriegs 300,000 Goldkronen." — Beyde Summen waren schon zu Galleran so bestimmt; aber hier war es angenehmer auszumitteln, wenn es einmal seyn mußte. — „Inzwischen sind „nach dem Vertrag zu Genf, der aber jetzt ver„mittelst dieses Friedens aufgehoben wird, schon „200,000 Goldkronen entrichtet und der Empfang „bescheint worden, wo die Stände der Eidgenossen„schaft und die zugewandten Orte, die bis anhin „noch nichts bezogen haben, auch ihren gebührenden „Antheil erhalten sollen. Dann verheißt der König „wieder 200,000 Goldkronen im Jänner 1517 und „eben so im Jänner 1518 wieder die gleiche Sum„me zu bezahlen, wo denn im Jahr darauf die letz„ten 100,000 Goldkronen abgeführt werden und dann „unterzwischen der König genug Schuldbriefe in kräf„tiger Form zur Versicherung gibt." — Dieser Satz ist eine Aufzählung, eine Anzeige dessen, was noch zu vertheilen ist, und bestimmt die jährlichen Termine für die Zukunft.

7. „Damit wir aber beyderseits mit unsern Landen „und Leuten, in Friede, Ruhe und Freundschaft er„halten werden, sollen wir einander nicht beschweren, „bekümmern noch schädigen, und wann unterweilen „ein Streit entstehen wollte, nicht sogleich zu den

„Waffen greifen, sondern verschaffen, daß der Streit „gütlich oder rechtlich ausgetragen werde." — Diese Ableitung des Ungemachs des Krieges schien schon nicht mehr so nöthig, wie in vorigen Zeiten; doch war sie immer heilsam.

8. „Um desto mehr diesen Frieden zu erhalten, ist „auch abgeredet und beschlossen, daß keiner dem an„dern seine Feinde selbst berichte, sie nicht aufhalte, „beherberge oder ihnen Nahrung gebe, auch densel„ben keinen Durchzug durch seine Länder gestatte. „Dann will der König sorgfältig verhüten, den of„fenbaren Feinden der Eidgenossen, wann sie im Krie„ge begriffen sind, von seinen Unterthanen und sei„nem Kriegsvolk Hülfe zu leisten zu gestatten, und „wann es geschähe, wolle er sie zurückrufen und „ernstlich bestrafen. Eben das sollen auch die Eid„genossen thun, keinerley Kriegsvolk aus ihrer Mitte „zuziehen oder zulaufen lassen, und die, so es thun, „härtiglich bestrafen." — Des Königs vorgehendes Beyspiel sollte die Eidgenossen stärken, das, was ihnen eher widerfährt, sorgfältiger zu vermeiden und fester zu verhüten.

Von da an hören die mit Zahlen bezeichneten Punkte auf, und das übrige ist ein Auszug aus den eben erwähnten Capiteln, die mit dem vorigen Könige errichtet wurden, da vermuthlich ein Rechtsgelehrter, der sich mit dem lateinischen Aufsatze beschäftigte, (ich habe eine deutsche Uebersetzung vor mir) nicht schonte, mit der Fülle von Vorschriften über kleine Civil-Verwaltungen sich zu erschöpfen und aus-

zubreiten. Ich aber werde in Kürze das Wesentliche berühren.

Der nächste weitläuftige Punkt ist der Rechtsgang in Streitigkeiten, der sich in zwey verschiedene Arten theilt. Die erste Art wird angewandt, wenn der König gegen die Eidgenossen insgesammt oder besonders, oder die Eidgenossen alle oder besondere Stände gegen den König Streit haben, oder die Unterthanen des Königs mit den Eidgenossen in Anspruch gerathen. In diesen drey Fällen hat der gewohnte Rechtsgang der vier Richter und des Obmanns, wie er in allen Bündnissen enthalten ist, seine gewohnte Uebung, die hier weitläuftig ausgesetzt ist. Nun will ich es nicht anführen, weil es allgemein bekannt ist und wenig gebraucht wird. Doch muß ich das Besondere in diesem Rechtsgange bemerken. „Ist die „Sache oder die Person, darum gestritten wird, dießseits des Gebirgs, so ist Wiflisburg der Ort, wo „die Richter zusammenkommen; sind sie ennert dem „Gebirg, so treten sie zu Pavia zusammen. Eben „so wird der fünfte oder der Obmann auch besonders erwählt; nämlich der Kläger wählt denselben „aus den Räthen der Stadt Chur oder des Landes „Wallis, doch daß er beyden Partheyen gefällig „sey." — Das übrige ist alles wie gewöhnlich.

Aber die zweyte Art des Rechtgangs, die dann eintritt, wann besondere Personen von den Eidgenossen einen Streit oder eine Ansprache haben, ist solche: „Es soll ein solcher Ansprecher sein Anliegen seinen „Herren und Obern eröffnen und anzeigen, daß er „seine Ansprache bey dem König oder seinen Amts-

„leuten nicht erhalten konnte; und wenn dann die „Obrigkeiten der Ansprecher befinden, daß ihre Sa„che gerecht und redlich sey, und sie das Ihro königl. „Majestät verkünden; und wann sie dann bey dem „König oder seinen Räthen so behandelt werden, daß „sie sich dabey vergnügen können, so sollen sie still „stehen, und weiter nichts mehr betreiben. Würden „sie aber nicht beruhigt, so mögen sie ihre Ansprache „endlich dem Gericht von vier Schiedsrichtern und „dem Obmann übergeben und so austragen lassen." — Dieses bezieht sich eigentlich auf die ansprechenden Krieger, wo die alten Räthe des Königs sich mögen erinnert haben, wie viel Mühe die ansprechenden Söldner dem gütigen König Ludwig XII. zugezogen haben. Dieser Punkt sollte die Sache lieblicher zum Austrage führen.

Der folgende Punkt betrifft die richtige Bezahlung der verheißenen aber verfallenen Schuld, die keinem Widerspruch unterworfen ist, wie die sichere Leitung von dem Richter befördert, oder, wann Mangel an Zahlung eintritt, oder Rechtsübung muß erhoben werden, daß auch darin in allen beyden Theilen befindlichen Herrschaften gutes Recht gehalten werde. Dieses ist eine richtige Leitung; aber die Natur eines gerechten Richters findet den Weg unverordnet für sich.

Dann wird der Grundsatz alles billigen Rechtens: „Daß der Kläger den Beklagten vor seinem Richter „suchen müsse," als eine Ordnung des Friedens aufgestellt; „und daß die Statthalter und Richter inner „zehen Tagen den Streit entscheiden sollen, außer es

„müßte wegen des Verhörs einiger Zeugen, oder sonst „aus andern rechtlichen Umständen, eine Verzö„gerung erfolgen. Würde sie aber von dem Richter „durch seine Schuld geschehen, und entstånden Kosten „und Schaden daraus, so mag der Richter darum „angefordert und in Anspruch genommen werden." — Auch da scheint die äußerste Genauheit beobachtet zu seyn. Wer wollte so streng über jede kleine Verzögerung wachen?

Nun hatte der König in Frankreich und Herzog von Mailand übernommen, „seine Unterthanen in die„sem Herzogthum zu berichten und bey schweren Stra„fen zu vermögen, den Eidgenossen, seinen guten „Freunden, keinen Eintrag zu thun, daß sie ihr „Kaufmannsgut, so sie in das Land bringen, unge„hindert verkaufen und vertreiben mögen, und daß sei„ne Unterthanen unter ihnen weder allein noch mit „Fremden etwas unternehmen, daß sie in ihrem freyen „Kauf oder Verkauf gehindert würden, oder wann „Schaden und Verlust entstånde, derselbe den Eid„genossen ersetzt werden solle." — Dieses mag auch daher kommen, weil unter der Mailändischen Regierung des vorigen Königs, auch nach dem Frieden von Arona, die Eidgenossen von den Mailändern viel Verdruß, Nachtheil und Beleidigungen erfahren hatten, und eine Art Widerwillen nicht abgewandt werden konnte, dem die Kaufleute wegen beziehenden Gewinnstes mehr ausgesetzt waren.

„Wenn einige Unterthanen wegen Schulden oder „andern gerechten Ursachen, Klägden oder Forderun„gen, gefänglich eingezogen würden, und ein solcher

„Gefangener von dem Richter und ohne Wissen des„sen, der ihm die Gefangenschaft zugezogen, erledigt „und jener durch seine Schuld nicht ausgerichtet wür„de oder Schaden geschähe dem, so den Gefangenen „verwahren ließ, so soll der Richter, der ihn entle„digt hat, denselben ersetzen." — Dieses ist ziemlich schon in der Natur gegründet und bedurfte kaum diesen Wink.

„Welcher von beyden Länder Unterthanen „dem andern Kosten und Schaden abzutragen ver„heißen hat, solches auch mit genugsamen Zeugen „bewiesen ist, so wollen wir das Versprochene mit „dem Werk bestätigt wissen, und daß der, so das „verheißen hat, den Kosten sammt der Hauptschuld „auf sich nehme und erstatte, ungehindert alter „Freyheit, Ordnung, Recht und Gesetzen, die da„wider seyn möchten." — Das ist wohl eine gerechte aber strenge Vorschrift, voreilenden Verheißungen sich nicht zu ergeben.

„Weder wir noch die unsrigen zu beyden Theilen „sollen jemanden anders verbieten, gefänglich anneh„men, oder mit Arrest belegen, als den richtigen „Schuldner, oder die mit richtigen Briefen oder „Kundschaften mögen überwiesen werden, oder wegen „eigener schweren Verschuldung, wann die in des an„dern Theils Landen geschehen wäre. Wer dawider „handelt, soll allen erlittenen Kosten und Schaden „abtragen." — Nicht nur Wiederholung des in allen Verträgen gewöhnten Punkts ist das, sondern gerechte und billige Vermehrung und Verstärkung dieser Vorschrift.

„Da wir obgenannter König in Frankreich und „Herzog zu Mailand, aus ganzem Gemüthe begeh= „ren, unsern guten Freunden gemeiner Eidgenossen „mit noch mehr Freyheiten zu begegnen, so haben „wir die bisherigen Freyheiten bestätigt und nachge= „lassen, daß alle Burger und Landleute, Botschaf= „ter, Boten, Pilger, wes Standes und Wesens sie „immer seyen, aus Städten, Ländern und Orten, „die in diesem Frieden eingeschlossen sind, durch unser „ganzes Herzogthum Mailand ohne die geringste Be= „leidigung gehen, wandeln und wiederkehren mögen, „und zwar mit ihren Kaufmannschaften und Gütern „so da gezogen, bereitet oder gearbeitet sind, bis zu „der Stadt Mailand Graben, daß sie solche führen „und fertigen, kaufen und verkaufen mögen ohne „Bezahlung eines Zolls oder anderer Auflagen und „Beschwerden, sie möchten dem König, oder Grafen, „Städten, Gemeinde zustehen, und gehören. Doch „soll der Zoll innerhalb der Stadtgraben vorbehalten „seyn, und auch der nicht anders gefodert und auf= „genommen werden, als wie er von Alters her ge= „braucht worden. Wir wollen auch, daß von Ros= „sen und Ochsen, nebst anderm Vieh, kein Zoll von „ihnen soll bezahlt werden. Auch bezeugen der Kö= „nig in Frankreich, daß niemand diese Freyheiten „genießen, und sich deren erfreuen soll, denn die, „so in diesem Frieden und Freundschaft eingeschlossen „und ihres Bundes Ober=Deutscher Lande oder ihre „Unterthanen sind.“ — Dieses ist ein wichtiges Ge= schenk, das die nächst angrenzenden Stände und be= sonders die Einwohner der ennert dem Gebirg bestehen=

den Länder genossen haben, und jetzt noch genießen.

„Hierauf bezeugen der König als Herzog von „Mailand, und die Eidgenossen von Städten und „Ländern, daß sie diesen Vertrag des Friedens und „der Freundschaft, den sie nach ihrem Befehl von ihren Botschaftern unterhandeln lassen, so wie er nun „abgeschlossen ist, der König bey Sr. königlichen „Würde, die Eidgenossen aber bey ihren guten Treuen „fest und stets halten, niemals dawider handeln und „denselben treulich erfüllen wollen."

Dieser Brief ist zwey Male ausgefertigt und eine jede dieser beyden Urkunden von dem König und eben so von den VIII. Orten sowohl als auch von Abt und Stadt St. Gallen, von den III. Bünden in Rhätien, von dem Land Wallis und von der Stadt Mülhausen, mit ihren Insiegeln bekräftigt, die eine Urkunde dem König, die andere den Eidgenossen zu Handen gestellt worden und gegeben Fryburg am Samstag des h. Andreas-Abend.

Es ist schwer zu entscheiden, ob der Kaiser gerade nach dem Beschlusse des Ewigen Friedens die Absicht hatte, die Eidgenossen in der ehemaligen Trennung zu unterhalten, oder warum er sich die so vielmal vereitelte Mühe gegeben, eine Verbindung mit denselben zu erlangen. Diesmal geschah es mit seinem treuen Gefährten, dem Englischen Gesandten. Man meldete sich bey den V. Ständen, die vorher dem Kaiser ergeben waren, mit einem ausgebreiteten Vertrag und Bundesentwurf. Allein die V. Stände verhielten ihnen nicht, daß sie die Sache an die ganze

Versammlung der Eidgenossen bringen müssen, und schrieben auch desnahen eine allgemeine Tagsatzung aus. Der Vortrag war hier dann noch weitläuftiger, aber die Stimmung der Eidgenossen war gleich. Sie nahmen zu den allgemeinen Ablehnungsmitteln ihre Zuflucht, mit denen sie dergleichen, den ernsten Verhältnissen, entgegenstehende Verträge immer mit Klugheit auszuweichen wußten.

Noch am Ende des Jahrs machte der tapfere und beliebte Herzog Ulrich von Würtemberg, der nach seiner angestammten Hitze einen vornehmen Mann, der ihn zum Zorn gereizt hatte, mit eigener Hand erschlug, und dadurch eine angesehene Familie so weit gebracht hatte, daß bald hernach auch mit des Kaisers Zustimmung und Einwirkung ein offenbarer Krieg gegen ihn entstand, den Eidgenossen, da sie eine Art von Verbündeten waren, durch seine Botschafter diese Verlegenheit und den über ihn einbrechenden Krieg kund, und ersuchte sie allenfalls um Hülfe. Ob hier etwas durch Zulassung geschehen, ist nicht bestimmt zu wissen; aber das Mehrere davon wird im folgenden Jahre erscheinen.

Wer eine angelegene Sache mit Ernst sucht, läßt sich nicht so leicht abweisen und betreibt seine Bitte, bis sie erfüllt oder entschieden abgeschlagen wird. So handelte die Markgräfin von Oranien, ehemalige Besitzerin der Herrschaft Neuenburg. Sie ließ durch ihren Boten den Eidgenossen vortragen: Sie hätte nichts verfehlt; warum sie denn von ihrem ehemaligen ruhigen Besitze so lange ausgeschlossen seyn sollte? Allein es war noch nicht die Zeit, daß

sie sollte erhört werden; es mußte noch eine kräftigere Hand wirken, die mit höhern Gefälligkeiten den Eidgenossen entgegen gegangen war. Doch ist auch dieser Schritt, der jetzt geschah, nicht unberührt zu lassen.

(1517.) Nach einem solchen Werk, wie die mit Mühe zurückgebrachte Vereinigung der einige Zeit von einander abgehenden Eidgenossen und die Errichtung eines Ewigen Friedens aller Eidgenossen mit Frankreich war, mußte man sich erholen, und das noch berichtigen, was nach dem Frieden geschehen mußte. Desnahen waren die auswärtigen Geschäfte dieses Jahrs weder dringend noch groß.

Dennoch konnte der Kaiser sich nicht enthalten, eine Botschaft an die Eidgenossen abzusenden, die zu derselben Zeit immer von einem Englischen Gesandten begleitet war, und über den gemachten Antrag einer Vereinigung nähere Auskunft verlangte; da aber die Eidgenossen durch den gemachten Frieden von einer mächtigen Seite sicher waren, ließen sie sich desto freymüthiger in ihrer Antwort heraus: „Sie „hätten schon mit dem Kaiser und mit dem König „in Spanien den Ewigen Erbverein, den sie treu „und redlich zu halten gesinnet seyen. Dann haben „sie mit dem Pabst noch ein besonderes Bündniß, „das ihnen jede Rücksicht auf Italien zu einem wah„ren Bedürfniß machen müsse, so daß noch weiter „einzutreten in der gegenwärtigen Lage weder nöthig „noch gemein ersprießlich sey; und der König in „England werde ihnen, wie sie verhoffen, die huld-

„reichen Gesinnungen nicht entziehen, die sie immer „zu erhalten sich bestrebt und erfahren haben.“

Schon frühe hatte der König in Frankreich den Versicherungsbrief für die ganze im Frieden ausgesetzte Summe nach dem Inhalte desselben, den Eidgenossen zugesandt, welcher dem Stand Bern zur Aufbewahrung übergeben wurde.

Dann aber ward die Theilung dieser schon bezahlten und noch weiter zu erwartenden Gelder unter den Eidgenossen einer wichtigen Berathung unterworfen. Es hatten nämlich die VIII. Stände, die früher schon sich an Frankreich ergeben hatten, nach dem Vertrag von Genf zuerst eine Zahlung erhalten, die sie theils nach gewissen Grundlagen unter sich theilten, und den gleichförmig ausgemachten Betrag den V. noch abgeneigten Ständen sorgfältig aufbehielten; nnn aber, da eine neue Zahlung ihnen zukam, und alle Eidgenossen bey dieser Theilung vorhanden waren, glaubten einige, sie wären dabey nicht genug betrachtet, und hätten Ursache, noch Mehreres zu fordern. Da man in die Erörterung eintreten sollte, fand man es besser und vereinigte sich, diese nie zu späten Zwiste, bis auf die letzte Zahlung, die geschehen werde, auszusetzen, und dann gütlich auszumitteln was dem einem oder andern Stand noch Mehreres beyzulegen sey.

Damit ist auch verwandt das öftere Ansuchen des Herzogs Ulrich von Würtemberg, welches er durch eigene Abgesandte unermüdet an die Eidgenossen gelangen ließ, ihm entweder von dem König in Frankreich die zu Dijon für den Herzog ausgemachte Sum=

me von 10,000 Kronen auszumitteln, oder dieselbe aus ihrem beziehenden Eigenen zu ersetzen; aber da in dem Ewigen Frieden von diesem Ersatz keine Rede war, mithin der König darüber nicht einmal einige Kunde hatte, war es schwer, daher dieses zu erlangen; und die Eidgenossen fanden sich auch nicht dazu verbunden, und legten sich nicht gerne neue Lasten auf. Deßnahen lenkten sie dieses Ansuchen immer ab, wenn schon der Herzog in einem harten Kampf nicht nur mit der Familie des umgebrachten (Hutten) sondern, durch derselben heftigen rachsüchtigen Trieb, mit dem Kaiser selbst und einigen Reichsfürsten, und deren obwaltende Begierde, seine Länder zu erobern, immer ausweichend, verwickelt und bedroht war.

Eine andere Angelegenheit war die der immer zudringenden Ansprecher an den König von den verschiedenen Diensten her, die man um der innern Ruhe willen nicht unbefriedigt lassen konnte, und welche im Frieden vorbehalten waren. Man sandte deswegen zwey Abgesandte an den Hof, den Ammann Schwarzmaurer von Zug und den Burgermeister Falk von Fryburg, die mit vielen Ehren und ausgezeichneter Achtung aufgenommen wurden. Sie hatten auch die Ehre, neben dem Verhöre des Königs, der Königin Mutter und dem Herzog von Alencon, dem Dauphin, vorgestellt zu werden, und diese wohlgebildeten und gewandten Schweizer wurden allgemein huldreich empfangen. Der König versprach Commissarien zu verordnen, die mit den Gesandten der Eidgenossen diese Umstände beseitigen sollten. Allein er

erbat sich zum Voraus, daß die verschiedenen betreffenden Obrigkeiten vorher diese Ansprachen zu sichten und die unbegründeten abzuweisen sich gefallen lassen möchten. Diese Handlung ging, nachdem das Verlangte zum voraus geschehen war, nach einiger Verzögerung doch wirklich vor, und die Ansprecher wurden befriedigt.

Das Haus Savoyen, das so viel zu dem Austrag des ewigen Friedens unermüdet verwandt, und mit vieler Kraft und einnehmender Beredtsamkeit mitgewirkt hatte, war noch nicht bey allen Ständen zur verlangten Gunst gelangt, daß ihm der Ueberrest der von Furno her noch zu bezahlenden Summe nachgelassen werden möchte. Jetzt aber trachteten etliche Stände selbst, diese Gefälligkeit von Allen zu erhalten.

Oeftere Erinnerung dessen, was man wünscht, und wenn es nicht ganz unbillig ist, mag bey denen, so den Wünschen entsprechen können, immer einen neuen Trieb dazu freundlich erregen. So dachte die Fr. Markgräfin von Oranien, die ihr geliebtes Neuenburg wieder zu erhalten wünschte. Zum zweyten mal erschien ihr Abgesandter vor den Eidgenossen. Aber wenn schon frühe von der Rückkehr auch bey den Eidgenossen die Rede war, so waren dennoch die Gedanken getheilt, und es erfoderte noch mehr Zutritt, noch höhere Einwirkung, noch längere Zeit, bis sich Alles zu jener ihren Wünschen lenkte.

(1518.) Nach einem so wichtigen Unternehmen, (wie der Ewige Friede mit Frankreich), und einem andern noch wichtigern, das erfolgen sollte (wie die

ernste Veränderung des Glaubens und der Sitten) waren, die nun eben bevorstand, sind die Begriffe der Menschen mehr für das Geschehende und Erwartete eingenommen und aufmerksam, als thätig und kräftig in weitern Handlungen. Deßnahen ist das lezte Jahr nur mit so wenigen äußern Thaten der Eidgenossenschaft besezt.

Dem Herzog Ulrich von Würtemberg war es endlich gelungen, die Eidgenossen auf seine immer dringendere Noth aufmerksamer zu machen, als noch nie, so daß sie sich entschlossen, ihm die oft verlangten 10,000 Kronen, die ihm zu Dijon als vom König zu erhalten ausgesezt waren, nun von ihnen selbst, aus der lezten Zahlung des Königs an sie, zu erstatten. Mitleiden hatten sie mit diesem, mit dem Schein des Rechts so sehr herumgetriebenen Mann, dessen Fall man suchte. Deswegen ließ auch der Kaiser den Eidgenossen Vorwürfe machen, daß sie den Herzog allzusehr begünstigten.

Der König in Frankreich foderte mit vieler Schonung und Mäßigung von den Eidgenossen einen Zuzug gegen den Türkischen Kaiser, und begehrte darüber einen Vertrag zu machen; wenn es aber ihr Wille nicht wäre, darüber einzutreten, so wolle er sich mit seinen Landsknechten behelfen, und erwarte nur, daß die Eidgenossen keiner andern Macht, die gegen ihn wäre, Völker geben werde. Da that es Noth, das an die Herren und Oberen zu hinterbringen; und man beschloß auf einen andern Tag die Antwort zu geben. Diese erfolgte dann auch eben so milde und sanft, wie der Antrag: Man hätte mit dem

König Frieden gemacht, den wolle man treulich halten; aber in eine neue Verbindung einzutreten, sey ihnen nicht möglich. So blieb alles Weitere unberührt für diesmal.

In diesem Jahr hatte man auch mehr als je sich wegen Neuenburg beschäftigt. Nach ihrer Gewohnheit versagte sich die Fr. Markgräfin von Oranien nicht, die Rückkehr dieser Herrschaft an ihr Haus auch dieß Jahr öfters von den Eidgenossen zu verlangen; und da diese immer in ungleichen Gedanken deswegen waren, kam der Vorschlag, daß Neuenburg ein Bürger- und Landrecht mit allen XII. Ständen der Eidgenossenschaft eingehen könnte, so weit auf die Bahn, daß wirklich ein sich noch vorfindender Entwurf darüber abgefaßt wurde, den man aber nie ausführte, und der die gewohnten gegenseitigen Verheißungen enthält. So schwankend blieb auch der Ausgang dieser Sache in diesem Jahr, da die alten Verbündeten mit Neuenburg mit den hinzugekommenen Mitherrschern nie ganz zusammenstimmten.

Uebrigens macht es mir oft Vergnügen zu bemerken, daß, wenn ich mit dem vierten oder fünften Band meine Arbeit einstellen müßte, ich dennoch einen ganzen Theil der Geschichte beschlossen hätte. Denn mit dem Ende des vierten Bandes werden die harten Kämpfe der Eidgenossen für ihre Freyheit beschlossen, und mit diesem fünften Band löscht der Ewige Friede die harten Kriege, die auf die Eidgenossen von den übrigen Mächten hingewälzt

wurden, und die sie allein nur durch ihre Kraft zu bestehn hatten, gänzlich aus. Von da an an ziehen unsere Voreltern entweder in ungeregelten Läufen oder nach bestimmten Verträgen, die bald hernach aufkamen, und Capitulationen hießen, den eigenen Schlachten der Könige oder ihrer Feldherren zu.

Nun aber folgt eine andere Art von Streit unter den Eidgenossen, wo standhafte Erkenntniß neuer religiöser Wahrheiten, die zur Sittlichkeit führen, auf der einen, und strenges Beharren bey dem alten Glauben auf der andern Seite so weit schritt, daß ein Zug der Waffen gegen einander erfolgen mußte, wo aber bald ein Friede mit Mäßigung erfolgte. Diese Trennung des Kultus und die leidenschaftliche Entfernung der Gemüther, die so sehr bedauerlich war, hinderte dennoch den Bestand der Eidgenossenschaft nicht, den man einander selbst mitten im Streit zugesichert hatte. Nur wurden zuweilen die nicht mehr soweit reichenden Verhandlungen oft mit Bitterkeit getrübt; aber später und schwieriger als vorher gelangte alles zuletzt zu einem annehmlichen Austrag. Denn kluge Mäßigung und Sanftmuth fehlte den Abgesandten oft von beyden Seiten; aber wenigstens nie von einer, die zum Guten wirkte.

Unsere Stadt hatte sich durch ihre Standhaftigkeit, durch ihren Einfluß auf andere Städte und Gegenden der Schweiz, und durch die großen Männer, die sie in ihrem Schooße nährte, viel Ruhm erworben, wenn gleich auch Fehler vorgingen, die im Sturme

der Zeit nicht alle auszuweichen sind. Von der Zeit an hat die Kultur der Wissenschaften, die vorher beynahe unbekannt war, inner Zürichs Mauern ihren Sitz aufgeschlagen, die durch alle folgenden Zeiten mit mehr oder weniger Werth und Fortschritten selbst bis auf unsere Tage in einem bescheidenen Glanz immer noch fortdauert.

Ob ich diese große Veränderung noch beschreiben werde, weiß ich nicht. Wann der Himmel meine Gesundheit erhält, und den Grad der Kräfte mir weiter zuertheilt, so ist der Trieb zur Arbeit, dieses Vergnügen meines Lebens, noch nicht ausgelöscht. *)

---

*) Durch Versehen ist nun, etliche Bogen durch, das Consulat der beyden Bürgermeister Röust und Schmid von 1511 — 1515., statt von 1510 — 1524. angesetzt worden.

der Zeit nicht alle auszuweichen sind. Von der Zeit an hat die Kultur der Wissenschaften, die vorher beynahe unbekannt war, inner Zürichs Mauern ihren Sitz aufgeschlagen, die durch alle folgenden Zeiten mit mehr oder weniger Werth und Fortschritten selbst bis auf unsere Tage in einem bescheidenen Glanz immer noch fortdauert.

Ob ich diese große Veränderung noch beschreiben werde, weiß ich nicht. Wann der Himmel meine Gesundheit erhält, und den Grad der Kräfte mir weiter zuertheilt, so ist der Trieb zur Arbeit, dieses Vergnügen meines Lebens, noch nicht ausgelöscht. *)

---

*) Durch Versehen ist nun, etliche Bogen durch, das Consulat der beyden Bürgermeister Röust und Schmid von 1511 — 1515., statt von 1510 — 1524. angesetzt worden.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hirzel, Salomon, 1727-1818

Züricherische Jahrbücher

Bd.: 5

Zürich (1819)

Helv. 393-4/5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10453645-6